BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS

MDCCCXC

Bücher-Sammlung

von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Die Scheinehe" von Vinko Zorič. (S. 23)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1913 · Dreizehnter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Die Scheinehe.

Haremsgeschichte nach einem persischen Stoff.

Von Vinko Zorič.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

In den Basaren der persischen Handelsstadt Tabris wogte eine zahlreiche Menschenmenge, fast ausnahmslos Männer. Tabris ist die Hauptstadt der Provinz Aserbeidschan und grenzt an das russische Transkaukasien. Die Handelsstraße nach Tiflis führt durch Tabris, und der Wert der Waren, meist bestehend aus Teppichen, Seide, Tabak, die hier umgesetzt werden, geht in die Millionen. Die fremden Kaufleute werden in den hundertachtzig Karawanseraien von Tabris untergebracht.

Perser, Tataren, Juden, Zigeuner, Neger, Hindu, Armenier, Turkmenen, Kurden, Araber, Afghanen drängten und schoben sich aneinander vorüber. Das ganze Leben und Treiben der Stadt vollzieht sich ja in den Basaren.

Um so stiller war es in den Seitengassen, die zur Rechten und zur Linken nur graue Lehmwände aufweisen, nur selten durch düstere Hoftore unterbrochen.

Eine verhüllte Frau ging eilig durch eine dieser Gassen. Sie trug den schwarzen Frauenmantel, den Tschadir, und war in einen Schleier so sorgfältig ein-

gehüllt, daß sie ganz und gar einem wandelnden Sacke glich.

Vor einem der Hoftore blieb sie stehen und klopfte ziemlich lange, bis endlich ein Neger, der Haremswächter, das Tor ein wenig öffnete und fragte, wer da sei.

„Laß mich ein, Ibrahim — ich bin es, Zobeida. Ich habe mit der Hanum*) zu sprechen.“

Der Neger ließ Zobeida eintreten.

„Wo ist die Hanum?“ fragte sie.

„Sie ist im Endurun**). Ich weiß aber nicht, ob sie sich stören lassen wird.“

„Ich habe eine wichtige Nachricht,“ sagte Zobeida, „sogar eine sehr wichtige Nachricht, und die Hanum kann sie gar nicht früh genug erfahren.“

„Ich werde dich anmelden,“ entgegnete Ibrahim und verschwand im Inneren des Hauses.

Wer mit den Verhältnissen im Inneren der persischen Häuser nicht bekannt ist, hätte sich in ein Märchen von Tausendundeiner Nacht versetzt fühlen können, wenn er von der schmutzigen Gasse durch die elende Lehmmauer in den Hof eintrat. Ein Uneingeweihter konnte unmöglich diese Schönheit und Pracht erwarten. Gewaltige Bäume, blühende Blumen, ein Springbrunnen, umgeben von herrlichem Mosaikpflaster, erfüllten den Hof, der gleichzeitig ein Garten war. Ringsherum zogen sich die Gebäulichkeiten, und gegenüber dem Eingang war das ganze untere Stockwerk aus Glasscheiben zusammengesetzt, durch die man jeden Eintretenden sehen konnte. Hinter diesen Glasscheiben befanden sich Vorhänge, denn dort hielt sich tagsüber die Herrin des Hauses, Hafisa Hanum, eine geschiedene Frau, auf. Alles in diesem Hause deutete auf großen Reichtum. Der Vater Hafisas war einer der reichsten Kaufleute gewesen, trieb mit Rußland und der Türkei einen lebhaften Handel und hatte große Summen verdient. Hafisa war seine einzige Tochter, und er vermählte sie,

*) Frau.
**) Harem.

als sie fünfzehn Jahre alt war, an Ali Efendi, den Polizeimeister der Stadt. Ja, Hafisas Vater wollte hoch hinaus, er wollte seiner Tochter eine glänzende Stellung geben, und er zweifelte nicht, daß es der sehr tüchtige Ali, der zwar nur eines Tagelöhners Sohn war, noch bis zum Wesir, wenn nicht bis zum Großwesir bringen würde. Da, wo der Islam herrscht, spielen ja Kastengeist und gesellschaftliche Rücksichten keine Rolle. Der ehemalige Sklave heiratet die Tochter des Sultans, und wer tüchtig ist, kann die höchsten Rangstellen im Staate erreichen, wenn er auch von niedrigster Herkunft ist.

Drei Jahre genoß Hafisas Vater das Glück, seine Tochter an einen der höchsten Beamten der Stadt verheiratet zu wissen, dann starb er.

Die Stellung der Frau in Persien ist eine andere als in der Türkei. Die Perser sind Schiiten, die Türken Sunniten. Die Frau ist in Persien niemals so rechtlos wie im türkischen Harem, und die persischen Frauen lassen es sich daher nicht nehmen, wenn nötig, den Pantoffel gehörig zu schwingen. Zwar darf auch der Perser vier legitime Frauen nehmen, indes begnügt er sich aus guten Gründen gewöhnlich mit einer, denn diese duldet meist nicht, daß sie Nebenbuhlerinnen erhält. Aber Ali Efendi, der Polizeimeister, war ein Streber. Er wollte auch die Tochter eines einflußreichen Beamten in Teheran heiraten, um sich weitere Protektion bei Hofe zu verschaffen. Dagegen lehnte sich Hafisa auf, und als Ali Efendi trotzdem die Frau aus Teheran nahm, machte sie ihm und der zweiten Frau das Leben zur Hölle.

Die Frau kann auch bei den Persern die Scheidung nicht erzwingen, aber sie kann den Mann derartig behandeln, daß er mit Freuden in eine Scheidung

willigt. Hafisa verzichtete lieber auf einen Teil ihres Vermögens und brachte so ihren Ali endlich dazu, daß er ihr vor Zeugen dreimal hintereinander die Worte zurief: „Du bist verstoßen!“ Damit war die Ehe zwischen ihm und Hafisa getrennt.

Hafisa Hanum, die Geschiedene, zog in das Haus ihres Vaters zurück und führte hier ein einsames, trotz allen Reichtums freudloses Leben.

Aber auch Ali hatte kein Glück mit der zweiten Heirat. Der Vater der Frau wurde bald darauf gestürzt und floh zu den Russen, und Ali hatte die häßliche Tochter des Flüchtlings als Frau auf dem Halse. —

Zwei Jahre waren schon vergangen, seitdem Hafisa Hanum geschieden war. Die wartende Zobeida hatte Zeit genug, diese Erinnerungen aufzufrischen, denn Ibrahim blieb ziemlich lange aus. Endlich kam er und geleitete Zobeida in den Raum hinter den Glasscheiben des Erdgeschosses.

Hier saß Hafisa Hanum auf einem Diwan und rauchte aus einer kostbaren Wasserpfeife. Die höchstens zwanzigjährige Frau war noch sehr hübsch; mit ihrer vollen und doch biegsamen Figur entsprach sie dem persischen Schönheitsideal, und daß sie eine Frau war, die Bildung besaß, bewies sie dadurch, daß sie ein europäisches Kleid trug. Dieses war aus kostbaren Seidenstoffen, allerdings von schreienden und kaum zueinander passenden Farben zusammengesetzt. Es hob aber doch die eigenartige Schönheit Hafisas. Ist doch die Provinz Aserbeidschan berühmt als diejenige Persiens, welche die schönsten Frauen hervorbringt.

Eine Anzahl von Haremsdienerinnen schien soeben einen Tanz vor Hafisa aufgeführt zu haben, und wahrscheinlich war das Ende des Tanzes abgewartet worden, ehe Zobeida Zutritt erhielt.

Diese gehörte zu den Frauen, die von Harem zu Harem ziehen, um Klatsch zu verbreiten, Neuigkeiten zu hören, die sie weitertragen konnten, um allerlei Nachrichten, Beziehungen, auch Einkäufe zu vermitteln, ja wenn es darauf ankam, auch Liebesintrigen einzufädeln und in ihrem weiteren Verlaufe zu begünstigen.

Zobeida war schon eine ältere Person, aber ein Paar scharf und klug blickende Augen bewies, daß die Witwe Zobeida intelligent genug war, um ihre eigenartige Rolle in den Enduruns von Tabris, in denen sie Zutritt hatte, vollständig auszufüllen.

„Was bringst du mir, Zobeida?“ fragte Hafisa.

„Ich bringe dir Glück ins Haus, Hafisa Hanum, und wünsche dir den Segen Gottes. Ich habe dir etwas mitzuteilen, was du nur allein hören kannst. Es ist etwas sehr Wichtiges. Schicke also deine Dienerinnen fort.“

Hafisa winkte ihren Dienerinnen, den Raum zu verlassen, und sagte dann zu Zobeida: „Was hast du mir also zu erzählen? Sollte es wirklich so wichtig sein?“

„Ich wollte dir nur sagen, daß Ali Efendi gestern Hakim*) von Tabris geworden ist. Er ist nunmehr der erste Beamte der Stadt, kein anderer hat ihm etwas zu befehlen. Er steht auf der Leiter zur höchsten Macht. In wenigen Jahren wird er Wesir und wahrscheinlich bald Großwesir sein. In den Basaren ist heute viel Aufregung. Die Kaufleute der Stadt veranstalten eine Sammlung, um ihm ein reiches Geschenk bei Antritt seines Amtes zu machen. Man erzählt davon, daß sie ihm fünfzigtausend Kran in Gold als Geschenk geben werden. Er wird in wenigen Jahren ein reicher Mann sein.“

---

*) Gouverneur.

„Und was geht mich das an?“ fragte Hafisa Hanum hochmütig.

Zobeida antwortete nicht direkt, sondern fuhr fort: „Glanz, Reichtum, Würde und Ansehen wird Ali Hakim von jetzt ab besitzen. Aber die Sehnsucht seines Herzens ist nicht gestillt. Er kann die schöne Frau nicht vergessen, die einst an seiner Seite war und die sich von ihm getrennt hat. Herz und Sinne verzehren sich ihm in leidenschaftlicher Liebe zu dir, Hafisa Hanum. Alles, was er erlangt hat und erlangen wird, legt er dir zu Füßen und bittet dich, den Versuch zu machen, noch einmal mit ihm zusammen zu leben.“

Hafisa verzog keine Miene und blieb stumm.

„Ali Hakim wird dir vor dem Molla das Versprechen geben, daß er nie mehr eine andere Frau neben dir nehmen wird. Dein ganzes Vermögen bleibt dir allein überlassen, nicht einen Pfennig will Hakim davon haben. Auch das wird vor dem Molla bestätigt werden. Du sollst die Herrin seines Hauses und seiner Person sein, und bliebe dir selbst der Kindersegen versagt, so verpflichtet er sich doch ausdrücklich, dich nicht zu verstoßen. Er will einen heiligen Schwur vor dem Molla ablegen, daß er überhaupt niemals sich von dir scheiden will. Hast du andere Bedingungen, Hafisa Hanum, so äußere sie; Ali Hakim ist bereit, sie alle zu erfüllen. Nur wünscht er, daß du wieder sein Weib wirst.“

Hafisa Hanum rauchte eifrig aus der Wasserpfeife, überlegend und, wie jetzt das hastige Rauchen bewies, durchaus nicht gleichgültig gegenüber den Anträgen, die ihr Zobeida gemacht hatte.

„Ali Hakim hat eine Frau — die, um deren willen ich mich von ihm scheiden ließ,“ sagte sie endlich.

„Seit einem Vierteljahr hat er sie fortgeschickt. Er

hat ihr eine reiche Aussteuer gegeben, und sie ist bereits anderweitig verheiratet.“

In singendem Tone, der für die Rezitation aus dem Koran vorgeschrieben ist, sprach Hafisa Hanum den

zweihundertdreißigsten Vers der zweiten Sure des Korans, der lautet: „Und so der Mann das Weib entläßt, so ist sie ihm nicht mehr erlaubt, ehe sie nicht zuvor einen anderen Gatten geheiratet hat. Wenn dieser sie entläßt, so begehen beide keine Sünde, wenn sie

wieder zueinander zurückkehren im Glauben, Allahs Gebote befolgen zu können."

„Ich weiß das," sagte Zobeida. „Das heilige Gesetz schreibt vor, daß Mann und Frau, die geschieden sind, einander nur dann wieder heiraten können, wenn sie inzwischen wieder verheiratet gewesen sind und dann geschieden wurden. Ali Hakim ist bereit, eine seiner Dienerinnen aus seinem Enderun zu heiraten und sich am gleichen Tage von ihr zu scheiden, und wenn es dir beliebt, wird er dir einen sicheren, zuverlässigen Mann senden, der dich auf einen Augenblick heiratet, wie das Gesetz nach dem Glauben der Schiiten dies gestattet. Dieser Mann wird dir angetraut werden, und wenige Minuten später wird er dich verstoßen. Vergiß nicht, Hafisa Hanum, Ali Hakim ist jetzt ein sehr mächtiger Mann. Niemand besitzt mehr Gewalt in ganz Tabris als er. Wenn er will, kann er dich arm machen, er kann dich ins Gefängnis bringen, er kann dich ins Unglück stürzen, wenn du dich seinen Wünschen nicht fügst."

„Ich bitte mir Bedenkzeit aus," entgegnete Hafisa Hanum. „Ich werde mich mit dem Molla beraten. Sage Ali Hakim, daß er in drei Tagen Antwort haben soll."

„Er wird glücklich sein," erklärte Zobeida und verabschiedete sich.

Schon am Nachmittag kam Zobeida wieder und brachte Geschenke von Ali Hakim. Gleichzeitig brachte sie die Mitteilung, daß der Teppichhändler Jussuff, der ein guter Bekannter des Ali Hakim, sogar ein entfernter Verwandter von ihm sei, die Scheinehe eingehen wolle. Ali Hakim hätte bereits am Tage vorher eine Sklavin geheiratet und sie sofort wieder ver-

stoßen; auf seiner Seite also gäbe es kein Ehehindernis mehr.

Ali Hakim hatte es sehr eilig mit der Heirat. Er brauchte das Geld Hafisas, um in Teheran den Hof günstig für sich zu stimmen und womöglich bald Wesir zu werden.

Am nächsten Tage wurde Hafisa ein Molla*) gemeldet mit einer Botschaft des Teppichhändlers Jussuff, des Sohnes Mahmuds.

Hafisa empfing ihn hinter einem Vorhange sitzend, und der Molla brachte die Werbung des Teppichhändlers an. „Er will dich heiraten, Hafisa Hanum," sprach der Molla, „er will dich halten und ehren wie seine Gattin und wie der heilige Koran es vorschreibt. Er wird dir ein guter Gatte sein und will dich auf den Händen tragen. Bist du geneigt, ihn zum Gatten zu nehmen?"

Nach Landesbrauch antwortete Hafisa auf diese Frage nicht. Auch als sie zum zweiten Male gestellt wurde, schwieg sie, und erst beim dritten Male antwortete sie mit einem „Ja". Dann reichte sie durch den Vorhang hindurch dem Molla ein Geldgeschenk. Der Molla stellte dann noch fest, daß Hafisa und Jussuff nicht so nahe miteinander verwandt seien, daß ein Ehehindernis vorliege. Es wurde ferner festgesetzt, daß die Hochzeit am nächsten Tage stattfinden solle.

Am Morgen dieses Tages kam Jussuff in seinen besten Kleidern in das Gehöft Hafisas und wartete am Springbrunnen, mit Ibrahim plaudernd. Er trug blaue Hosen und einen blauen Rock aus Seide, darüber einen rötlichseidenen Kaftan. Hafisa war natürlich neugierig,

---

*) In Persien ist der Molla nicht nur Geistlicher, sondern auch Notar und Gerichtsperson.

den Mann zu sehen, der, wenn auch nur zum Scheine, vorübergehend ihr Gatte wurde, und lugte also durch die Vorhänge hinter den Glasfenstern auf den Hof hinaus.

Wirklich — ein schöner, ansehnlicher Mann war dieser Jussuff, des Mahmud Sohn. Schlank und breitschulterig, elastisch und gewandt in seinen Bewegungen; eine hohe Stirn, eine scharfgebogene Nase, ein hübscher Mund, von dunklem, sprossendem Bart umgeben, eine wirklich edle Körperhaltung, dazu die reiche Kleidung — Hafisa mußte sich sagen, daß der höchstens fünfundzwanzigjährige Jussuff ein hübscher Mann war, den manche reiche Frau gern zum Gatten genommen hätte, auch wenn es sich nicht um eine Scheinehe gehandelt hätte.

Der Molla kam, und Ibrahim bewirtete ihn, die männlichen Angestellten des Hauses und Jussuff in einem besonderen Raume mit Speise und Trank. Als Getränk gab es nur Limonade aus Fruchtsäften und Wasser; aber das Essen war würdig des Haushaltes einer reichen Frau. Um in der Langenweile des Haremslebens doch eine Abwechslung zu haben, hatte Hafisa ihre näheren Freundinnen eingeladen und saß mit ihnen in dem großen, mit Glasscheiben versehenen Zimmer hinter den Vorhängen, mit all ihrem Schmuck und mit köstlichen seidenen Gewändern angetan. Sie hatte mit ihren Freundinnen auf dem Diwan Platz genommen, und Tänzerinnen, dunkelfarbige Zigeunerinnen in prachtvollen Kostümen, führten zu Kastagnettengeklapper und Tamburingerassel ihre eigenartigen Tänze auf.

Endlich war es mittags zwölf Uhr geworden, die vorgeschriebene Zeit für die Abschließung der Ehe. Die Freundinnen und Dienerinnen geleiteten Hafisa in ein

Nebengemach, in dem sich ein großer Spiegel an der Wand befand. Der Blick in den Spiegel schützt gegen alle bösen Zaubereien, die bei einer Hochzeit ins Werk gesetzt werden können, auch gegen den Schaden, den etwa böse Geister anzurichten vermöchten. Auf der Spiegelkonsole standen Schalen mit Konfekt. Es wurden zwei Stühle vor den Spiegel gestellt, und auf einem derselben nahm Hafisa Platz. Dann wurden die Vorhänge, die ringsum angebracht waren, zugezogen, so daß Hafisa unsichtbar war, und nun erschien der Molla mit Jussuff, dem Sohne des Mahmud, und begann durch den Vorhang hindurch Hafisa zu fragen, ob sie bereit sei, den anwesenden Bräutigam zum Gatten zu nehmen.

Zweimal schwieg Hafisa auf die Frage; dann antwortete sie wiederum ihr „Ja", und die Ehe war vollzogen.

Jussuff reichte dem Molla ein Geldgeschenk, und dieser entfernte sich. Jussuff aber schlug die Vorhänge auseinander und trat in den abgeschlossenen Raum, um sich neben Hafisa vor den Spiegel zu setzen. Die Ehe war vollzogen, er durfte seine Gattin unverschleiert sehen.

Noch war die Zeremonie der Süßigkeit zu erfüllen: Braut und Bräutigam mußten sich mit Stücken Konfekt gegenseitig füttern.

Als Jussuff Hafisa betrachtete, drückte sein Gesicht das höchste Erstaunen aus, ein jähes Rot stieg in sein Gesicht, und mühsam brachte er die Worte hervor: „Wie schön bist du, Hanum! Noch nie sah ich ein unverschleiertes Weib, das dir an Schönheit gleicht. Mir scheint, du bist das schönste Weib von ganz Aserbeidschan. Nein, nein — du bist kein Weib, du bist eine Tochter Allahs, du bist ein Engel!"

Der gute Jussuff war von dem Anblick Hafisas vollständig berauscht.

Hafisa errötete, ergriff ein Stück Konfekt und schob es Jussuff in den Mund. Er nahm es mechanisch, faßte ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Aus seinen schwarzen Augen schienen Flammen zu sprühen. Mit leuchtenden, verzehrenden Blicken betrachtete er das schöne Weib an seiner Seite. Seine Augen hingen wie gebannt an ihrem Gesicht, er schien nichts anderes zu sehen als sie, er schien alles um sich her vergessen zu haben.

Liebenswürdig sagte Hafisa: „Willst du mir nicht auch ein Stück Konfekt reichen, Jussuff?“

Der im siebenten Himmel schwebende Jussuff nahm ein Stück Konfekt und steckte es vorsichtig und schüchtern in den Mund Hafisas.

Diese erhob sich nun, und Jussuff folgte ihrem Beispiel.

Hafisa erwartete, Jussuff werde jetzt dreimal hintereinander die Worte aussprechen: „Ich verstoße dich!" Aber er traf keine Anstalten dazu. Er stand da mit leuchtenden Augen und betrachtete Hafisa, die unter seinem Blick immer verlegener und dadurch noch schöner wurde.

Endlich mahnte sie: „Es ist verabredet, daß du mich jetzt verstoßen sollst, Jussuff."

Wie aus einem schweren Traume erwachte der junge Perser. „Nein," rief er laut, „Allah möge mich vor der Sünde bewahren, eine seiner Töchter zu verstoßen! Du bist mein Weib und bleibst es. Einmal im Leben wird dem Menschen nur das Paradies gezeigt. Ein Narr, der nicht dieses Paradies betritt. Du bist wie der Becher Dschem. Wer ihn trinkt, dem werden alle Geheimnisse der Erde offenbar. Wer dich besitzt, dem wird das Geheimnis aller Schönheit, die die Erde trägt, für immer kund."

„Aber es ist verabredet, daß du mich unmittelbar nach der Heirat verstoßen sollst."

„Mit wem ist das verabredet?" fragte Jussuff. „Allah strafe mich, wenn ich je mit dir eine derartige Verabredung getroffen habe."

„Mit mir trafst du die Verabredung freilich nicht," entgegnete Hafisa, „aber mit Ali Hakim, und du weißt, wer er ist und wie weit seine Macht reicht. Er will, daß ich sein Weib werde, und er wird dich vernichten, wenn du dich ihm widersetzest. Er hat die Macht dazu."

„Mag er es tun," antwortete Jussuff mit einer Ent-

schlossenheit, die Hafisa erschreckte. „Und wenn ich zehntausend Tode sterben müßte, ich ließe nicht von dir. Die Hölle hat keinen Schrecken, vor dem ich mich fürchten würde, wenn es gilt, mir deinen Besitz zu erhalten. Nein, Hanum, ich habe dir nicht versprochen, mich von dir zu scheiden, und als ich Ali Hakim ein dahingehendes Versprechen gab, handelte ich wie ein Blinder; ich wußte nicht, was ich sagte. Ich dachte, du seist eine reiche alte Frau, vielleicht häßlich, unansehnlich, und ich übernahm es aus Gefälligkeit für Ali Hakim — wohlgemerkt, ohne Bezahlung — dich zum Weibe zu nehmen und dich unmittelbar darauf zu verstoßen. Aber ich wußte nicht, daß ich eine der Töchter Allahs vor mir haben würde. Ali Hakim hat mich getäuscht, und deshalb ist unsere Verabredung nichtig."

Verliebte sind niemals logisch; so war auch Jussuff seine eigentümliche Ansicht über das, was Täuschung war, und über die Rechtsbegriffe, die er entwickelte, zu verzeihen.

„Du willst wohl von dem Gesetz Gebrauch machen, das vorschreibt, daß die Frau, die von einem Manne geschieden sein will, diesem einen Teil ihres Besitzes überlassen muß? Nenne die Summe, die du haben willst. Wenn sie nicht zu hoch ist, werde ich sie dir geben."

„Ich will dein Geld nicht!" rief Jussuff begeistert. „Ich will keinen Pfennig von dir, weder ein Abstandsgeld noch will ich dein Vermögen. Allahs Racheengel Munkar und Nakir mögen mich vernichten, wenn ich nicht die Wahrheit spreche. Ich will dich und nichts anderes. Ich erwarte dich heute abend in meinem Hause. Komm zu mir, denn ich bin dein Gatte. Du sollst es nicht bereuen, mein Weib geworden zu sein. Siehe, ich will arbeiten für dich, so weit meine Kräfte

ausreichen und noch darüber. Ich will dein Sklave sein, ich will keine andere Aufgabe im Leben haben, als dir zu dienen und dir gefällig zu sein. Noch nie ist in Aserbeidschan ein Weib so geliebt worden wie du von mir. Alle Schätze, die der Schah besitzt, und alles das, was die Schahs in Frankistan ihr eigen nennen, es reicht nicht hin, um mich zu veranlassen, auf dich jemals zu verzichten. Du bist mein Weib, Hafisa Hanum, und nach den Geboten des heiligen Buches hast du mir zu folgen. Ich erwarte dich heute abend. Ich werde dich durch meine Freunde abholen lassen."

Jussuff verbeugte sich und ließ Hafisa allein. Sie hörte seine Schritte verhallen, sie sah ihn stolz durch den Hof und das Tor auf die Straße gehen.

Hafisa suchte ihrer Empfindungen Herr zu werden. Zwei Gedanken erfüllten sie: der eine war ein ärgerlicher, daß Jussuff das Versprechen nicht halten wollte, das er Ali Hakim gegeben hatte, aber der andere Gedanke rief ein niegekanntes Empfinden in ihr hervor, ein Empfinden der Freude, des Glücklichseins, und doch ein Empfinden, das ihr die Tränen in die Augen trieb. So hatte noch nie ein Mann zu ihr gesprochen. Wahrlich, dieser Jussuff war ein Dichter oder hatte wenigstens eines Dichters Seele.

Hafisa gehörte zu den wenigen Frauen in Tabris, die lesen konnten. Sie hatte die persischen Dichter gelesen und wußte, daß keiner von ihnen jemals schönere Worte gebraucht hatte, um einem Weibe seine Liebe zu erklären, als Jussuff ihr gegenüber. Ja, sie fühlte es: dieser Mann liebte sie mit leidenschaftlicher Glut. Was er für sie empfand, kam aus den tiefsten Tiefen seiner Seele. Nie hatte Ali Hakim solche Worte ihr gegenüber gebraucht; er war stets der gemessene, sich über die Frau erhaben dünkende Mann gewesen.

Hafisa fühlte etwas wie einen Rausch. Sie sah immerfort noch Jussuffs leuchtende Augen vor sich, sie hörte seine von Leidenschaft und Ergriffenheit durchzitterten Worte.

Erst die immer lauter werdenden Stimmen der Freundinnen und Dienerinnen weckten Hafisa aus ihren Träumereien. Sie erhob sich und ging in das Nebengemach.

Lachen und Händeklatschen empfing sie.

„Nun, Frau Braut und Verstoßene zugleich — wie fühlst du dich?“ riefen die Frauen.

Hafisa machte ein sehr ernstes Gesicht und wendete sich zu der ebenfalls anwesenden Zobeida. „Geh zu Ali Hakim,“ befahl sie, „und sage ihm, daß der Mann, den er mir zur Scheinehe sandte, der Teppichhändler Jussuff, der Sohn des Mahmud, ein treuloser Mensch ist. Er hält sein Versprechen nicht und weigert sich, mich zu verstoßen. Er will mich als Gattin behalten.“

Das laute Rufen und Schreien der Dienerinnen bewies, wie unerwartet diese Nachricht kam. Zobeida machte sich aber sofort auf den Weg, um Ali Hakim von der Wortbrüchigkeit Jussuffs Meldung zu machen.

Die zurückbleibenden Frauen bestürmten Hafisa, sie möge ihnen doch erzählen, was zwischen ihr und Jussuff vorgegangen sei.

Aber merkwürdig — Hafisa brachte es nicht fertig, das wieder zu sagen, was ihr Jussuff in so leidenschaftlichen Worten gestanden hatte. Es kam ihr wie eine Entweihung der Gefühle dieses jungen Mannes, wie eine Entweihung ihrer selbst vor. Sie stellte sich zornig, so zornig, daß ihre Freundinnen sie bald verließen und auch die Dienerinnen fortgingen. So blieb Hafisa allein und konnte sich wiederum den so süßen

und schönen Gedanken an Jussuff hingeben, die sie vorher niemals gekannt hatte, und die ihr doch jetzt wieder wohltuende Tränen aus den Augen preßten.

In den nächsten Tagen hatte Zobeida gewaltig viel mit Botschaften bei Hafisa zu tun. Täglich mehrmals brachte sie Nachrichten von Ali Hakim. Sie erzählte, wie zornig der Gouverneur sei, wie er sich nach Hafisa sehne, wie er den treulosen Jussuff mit den schwersten Strafen bedroht habe, ohne doch etwas erreichen zu können. Offenbar war Jussuff wahnsinnig. Er trotzte allen Schrecken, er trotzte dem Tode. Er hatte erklärt, wenn er Hafisa nicht besitzen könne, so wolle er auch nicht leben.

Schließlich kam Zobeida mit der Nachricht, Ali Hakim habe einen Brief an den obersten Geistlichen der Schiiten, an den Mustahid in Teheran, geschrieben, daß dieser ein Machtwort sprechen und die Ehe Jussuffs und Hafisas trennen solle. Ali Hakim ließ Hafisa sagen, sie solle fünfzig Goldstücke durch einen sicheren Boten an den Mustahid in Teheran senden, damit der geneigter sei, die Ehescheidung auszusprechen. Außerdem habe er Jussuff verhaften lassen.

Im Basar, wo die Polizisten ihn abholten, habe diese Verhaftung großes Aufsehen erregt, erzählte Zobeida.

Natürlich war Ali Hakim nicht berechtigt zu dieser Verhaftung. Aber ein persischer Gouverneur kann tun und lassen, was er will, für ihn bestehen die Gesetze nur so weit es ihm paßt.

Schweigend hatte Hafisa alle diese Nachrichten angehört. Sie tat, was Ali Hakim begehrte, aber sie tat es widerwillig. Sie mußte gehorchen, denn sie wußte,

daß der Mann, der sie heiraten wollte, sie ebensogut vernichten konnte wie Jussuff. Aber sie hatte Mitleid, tiefes, inniges Mitleid mit dem armen Manne, der sie liebte und der um ihretwillen so viel litt.

Vierzehn Tage waren vergangen, und Jussuff erklärte immer noch, es gäbe kein Gesetz, das ihn zu einer Scheidung zwingen könne.

Der Mustahid aus Teheran schickte keine Nachricht. Das freute Hafisa.

Da kam Zobeida atemlos zu Hafisa und rief ihr zu: „Verschleiere dich, Hanum! Mach rasch, komm hinaus auf den Hof und tritt an das Guckloch des Tores! Es kommt jemand vorüber, den du dir ansehen mußt.“

Hafisa ahnte, daß sie Jussuff sehen würde, und beeilte sich, so rasch wie möglich hinauszukommen. Das Klirren von Ketten näherte sich und wurde immer stärker. Eine Abteilung Gefangener, an Händen und Füßen mit Ketten belastet, begleitet von Soldaten, zog vorüber, und der letzte dieser Gefangenen war Jussuff. Er ahnte nicht, daß Hafisa, seine angetraute Gattin, hinter dem Tore stand. Aber die Wehmut packte ihn wohl, als er an dem Hause vorüberkam, in dem seine Gattin wohnte. Einen Blick unbeschreiblichen Schmerzes warf er auf das Tor *).

Diesen Blick sah Hafisa. Sie schrie auf und faßte nach ihrem Herzen. Es war ihr, als habe dort der Blick Jussuffs einen stechenden Schmerz erzeugt. Sie wankte in das Haus zurück, warf sich auf den Diwan nieder und schluchzte stundenlang herzzerbrechend.

Am Abend ließ sie den Molla kommen, und wenn

*) Siehe das Titelbild.

sie auch von diesem durch einen Vorhang getrennt war, so hatte sie doch eine lange, lange Unterredung mit ihm, an deren Schluß sie ihm einige Händevoll Goldstücke durch den Vorhang hindurchreichte.

Die Mollas sind noch mächtiger als die Beamten. Jeder von ihnen besitzt Hunderte von Anhängern, die auch im politischen und privaten Leben das tun, was der Molla will. Wären nicht die Mollas, so wären Willkür und Gesetzlosigkeit in Persien nicht zu ertragen.

Täglich wurde Jussuff in Ketten an Hafisas Haus vorübergeführt. Ali Hakim wollte ihr dadurch beweisen, wie lebhaft er wünschte, daß das Ehehindernis beseitigt würde. Wenn die Zeit kam, zu der Jussuff vorübertransportiert wurde, bemächtigte sich Hafisas eine schreckliche Unruhe. Sie sträubte sich mit aller Gewalt gegen sich selbst — vergebens. Eine unsichtbare Kraft zog sie hinaus in den Hof und an das Tor, um wenigstens einen Blick auf den unglücklichen Jussuff zu werfen, und jedesmal sah sie seine gramdurchfurchten Züge, sah sie seinen schmerzlichen Blick.

Hafisa aß fast nichts mehr, und der Schlaf floh sie.

Eines Tages wartete sie vergeblich am Tore. Die Gefangenen kamen nicht vorüber. Als sie eine halbe Stunde vergeblich geharrt hatte, sah sie durch das Guckloch den Molla, dem sie Vertrauen geschenkt hatte, eilig ankommen. Sie öffnete das Tor, da sie verschleiert war, und der Molla trat ein.

„Er ist gerettet,“ sagte er. „Er ist in der blauen Moschee.“

Als ein hervorragendes Abwehrmittel gegen Rechtsbruch und Willkür haben die Mollas es in Persien durchgesetzt, daß an gewissen Gotteshäusern das Asylrecht hängt. Der Gefangene, der Verdächtige, dem es gelingt, sich in eines dieser Gotteshäuser zu retten, ist

frei und kann nicht zur Verantwortung gezogen werden. Niemand hat Macht über ihn und wäre es der schwerste Verbrecher. Er ist frei von aller Verfolgung.

„Ich habe den Führer der Militärabteilung bestochen," fuhr der Molla fort, „daß er heute die Gefangenen nicht den gewöhnlichen Weg, sondern an der blauen Moschee vorüberführte. Du weißt, dieses Haus ist eines der heiligsten in ganz Persien. Wer seine

Schwelle überschreitet, ist frei von aller Schuld und Verfolgung. Ich habe mit deinem Gelde einige Leute bezahlt, die in dem Augenblick, als die Gefangenen an der Moschee vorüberkamen, ein Gedränge verursachten, so daß Jussuff trotz seiner Ketten mit einigen Sprüngen die Moschee erreichte. Die drängenden Männer warfen sich den Soldaten so in den Weg, daß diese nicht weiter konnten. Jussuff ist also gerettet und bereits von seinen Ketten befreit. Was soll nun geschehen?"

„Weiß er, wem er seine Rettung verdankt?" fragte Hafisa.

„Er weiß es, Hanum, und er läßt dir danken. Was er jetzt beginnen soll, weiß er aber nicht. Hier kann er nicht bleiben, sein Geschäft ist ruiniert."

„Hast du die Reitkamele besorgt?"

„Vier Reitkamele stehen heute abend bereit, vortreffliche Tiere, schnell wie der Wind, und zuverlässige Leute begleiten sie."

„Auch meines Bleibens ist hier nicht mehr," sagte Hafisa. „Der Hakim wird doch erfahren, daß ich Jussuff befreit habe, und er wird sich an mir zu rächen suchen. In einer Stunde verlasse ich mein Haus. Ich will über die Grenze nach Eriwan zu den Russen. Dort ist eine große schiitische Gemeinde und mehrere Moscheen. Nur müßtest du mir Empfehlungen an einen Molla dort geben."

„Molla Hussein in Eriwan ist nicht nur ein guter Freund von mir, sondern ein lieber Verwandter. Er wird sich deiner annehmen, als wärest du seine Schwester."

„Ich danke dir. Es wird dein Schade nicht sein, wenn du mir zur Seite stehst. Vorläufig übernimmst du die Verwaltung meines Hauses. Mein sonstiges Eigentum stelle ich unter den Schutz deiner Moschee,

damit der Hakim nicht seine Hand darauf legt. Ein Reitkamel soll mich und meine Dienerin tragen. Das zweite Reitkamel laß für Jussuff zurechtmachen. Er soll aber nicht wissen, daß er mit mir zusammen nach Eriwan reitet. Erst dort werde ich mich ihm zu erkennen geben.“

„Und du willst seine Gattin bleiben, Hanum?“

„Ich müßte einen Stein in meiner Brust tragen, wenn mich so viele Liebe nicht rührte, wie sie mir Jussuff bewiesen hat.“

„Darf ich es ihm sagen, daß er Hoffnung hat, dein Gatte zu bleiben, oder es vielmehr in Wirklichkeit zu werden? Der Arme ist sehr niedergeschlagen, und die freudige Nachricht wird ihm das Leben wiedergeben.“

„Sage ihm noch nicht die volle Wahrheit,“ erklärte Hafisa, „aber mache ihm Hoffnung. Komm mit mir in das Haus. Ich habe dir Geld zu geben, mit dem du die Zahlungen während meiner Abwesenheit bestreiten kannst. Ich hoffe, du begleitest uns ein Stückchen bei der Abreise, damit wir sicher aus den Toren von Tabris hinauskommen. Der Mond geht heute zeitig auf, und wir können die ganze Nacht reiten.“

Die Rennkamele, die man in Asien verwendet, sind eine Kreuzung des Dromedars und des sogenannten baktrischen Kamels, des Trampeltiers. Es sind außerordentlich schnellfüßige Tiere, die mit geringer Belastung hundertzwanzig bis hundertvierzig Kilometer in fünfzehn bis sechzehn Stunden zurücklegen können und unterwegs nur einer kurzen Rast bedürfen.

Einige dieser schnellen Rennkamele hatte das Gold Hafisas zur Flucht für sich und ihre Dienerin sowie für Jussuff besorgt. Um Mitternacht waren die Flüchtlinge

schon so weit von Tabris entfernt, daß sie davor sicher waren, eingeholt zu werden, selbst wenn der Hakim geahnt hätte, daß Hafisa entflohen war.

Mittags traf die Karawane an der russischen Grenze ein, und einige Goldstücke beseitigten alle Schwierigkeiten beim Grenzübergang. Bald wurde in Dschulfa das Ende der Eisenbahn, die nach Eriwan führt, erreicht, und gegen Abend kam man in der russischen Gouvernementshauptstadt an.

Jussuff ahnte noch immer nicht, welches Glück seiner in Eriwan wartete. Er wußte zwar, daß sich zwei Frauen bei der Karawane befanden, mit der er flüchtete; aber er glaubte, sie gehörten dem Führer der Abteilung.

In einer der Vorstädte von Eriwan bezog Hafisa mit ihrer Dienerin ein Haus, für das die nötigen Möbelstücke noch in den Abendstunden beschafft wurden.

Der Molla forderte Jussuff auf, den Frauen bei der Einrichtung zu helfen. Als Jussuff kam, entschleierte sich eine der Frauen, und Jussuff sah Hafisa vor sich stehen.

„Du bist hier?“ rief er, vor freudigem Schreck zurücktaumelnd.

„Wunderst du dich?“ sagte Hafisa lächelnd. „Gehört die Gattin nicht zum Gatten, und bin ich nicht dein Weib?“

Mit einem Jubelruf zog Jussuff Hafisa an seine Brust.

Die schöne Trebnitz.

Roman von Hans Becker.

(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

An Nikolai dachte Sophie kaum noch. Gleich am zweiten Tage nach der Ankunft in Petersburg war er abgereist — nach Biarritz zu seiner Verlobten.

Wohl hatte er, als sie sich die Hand zum Abschied reichten, ein düsteres Gesicht gemacht, schien verstimmt durch die vergeblichen Versuche, die er angestellt, um Sophie noch einmal allein zu sprechen — jetzt war er fort, Sophie froh darüber. Ihr Talent, Unerreichbarem nicht lange nachzuweinen, hatte sie befreit, wie damals, als sie tieferen Schmerz zu erleiden hatte.

Ein wenig hatte sie sich vor dem engeren Zusammenleben mit dem Hausherrn gefürchtet, eine Scheu vor ihm nicht ganz unterdrücken können. Ihr stand noch in Erinnerung, mit welchen Blicken er sie im Hotel in Berlin betrachtet, und nach den Erfahrungen, die sie mit seinem Bruder und mit dem Vater seiner Frau gemacht, hatte sie anfangs davor gezittert, daß sich Ähnliches wiederholen könnte. Zu ihrer Beruhigung aber zeigte sich Lasarew nur höflich und liebenswürdig. Sie hatte auch wenig Gelegenheit, mit ihm zusammen zu sein — fast nur beim Essen — da seine Zeit im Ministerium sehr in Anspruch genommen wurde.

Da fiel ihr ein, daß sie sich um Baumeister nur noch wenig gekümmert — hier, wo sie nicht mehr seines Schutzes bedurfte, wie auf dem Gute. Sie hatte nur bemerkt oder zu bemerken geglaubt, daß er stiller geworden, sich hier in der Stadt wohl nicht so recht am Platz fühlte, ihn niemand mehr nötig zu haben schien.

Bei Tisch war eines Tages davon gesprochen worden, daß sein Zögling nun bald ins Pagenkorps treten würde. Daran erinnerte sie sich jetzt und fühlte plötzlich das Bedürfnis, Baumeister ein paar gute Worte zu sagen.

Frau v. Lasarewa war mit Xenia ausgefahren, um Besuche zu machen, Sophie allein zu Hause. Sie wollte das benützen, um sich einmal wieder eine Plauderstunde mit dem Landsmann zu verschaffen.

Als sie nach der Bibliothek ging, wo Baumeister sich gewöhnlich aufhielt, traf sie ihn auf dem Korridor, der dorthin führte.

Mit einem kurzen Gruße wollte er an ihr vorüber, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, jeden Augenblick wahrzunehmen, sich ihr zu nähern.

„Herr Baumeister —“

Er erschien ihr so fremd geworden, daß sie, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, es vermied, die sonst zwischen ihnen übliche Anrede anzuwenden.

„Gnädige Frau —“

Sie mußte lachen. „Warum so förmlich? Bin ich nicht mehr Sophie Karlowna?“

Er blieb ernst. „Durch Ihre Anrede —“

„Also — Karl Karlowitsch!“ Sie reichte ihm die Hand. „Ich muß um Verzeihung bitten, denn ich fühle mich beschämt. In dem Trubel hier habe ich meinen besten Freund beinahe vergessen.“

„Gnädige Frau —“ Er verbesserte sich sofort, als sie die Hand hob. „Also — Sophie Karlowna, kann ich Ihnen mit etwas dienen?“

Sie fand diese dauernde Steifheit abgeschmackt und sagte: „Ich bitte Sie, Karl Karlowitsch, habe ich Sie daran gewöhnt, immer nur dann zu Ihnen zu kommen, wenn ich etwas nötig habe? Können Sie sich nicht vorstellen, daß ich gern auch einmal ohne solchen Anlaß mit Ihnen plaudern möchte? Haben Sie die schönen Stunden auf der Veranda vergessen, wo wir zusammen von der Heimat träumten?“

Er versuchte, ihr in die Augen zu sehen. Was hatte sie, was war geschehen? Er glaubte immer noch nicht, daß sie ohne Grund sprach.

„Sie scheinen mir nicht zu glauben. Ich muß also ganz offen sein. Kommen Sie, wir wollen wieder einmal so recht behaglich zusammen sitzen. Wollen wir in die Bibliothek — ja?“

Sie hatte sich schon der Tür zugewendet, er folgte ihr.

Als sie sich in einen der großen grünen Sessel gesetzt, ihn durch eine Handbewegung aufgefordert hatte, ihr gegenüber Platz zu nehmen, schwieg sie erst ein Weilchen. Vorgebeugt, die Hände in den Schoß gelegt, sah sie ihm ins Gesicht. Plötzlich sagte sie: „Wissen Sie, Karl Karlowitsch, mir scheint, Sie haben sich recht verändert. Haben Sie Sorgen?“

Er wehrte mit der Hand ab. Er verstand nicht, wo sie hinaus wollte. Hatte sie denn nicht bemerkt, welches Gefühl er ihr entgegenbrachte, wollte sie Scherz mit ihm treiben, langweilte sie sich allein, schien er ihr gerade gut genug, die Lücke auszufüllen?

Alle diese Gedanken aber schwanden vor dem einen, der plötzlich in ihm aufstieg, ihm die stets ersehnte, nie geglaubte Möglichkeit zeigte, daß sie sein Gefühl er-

widere, daß sie ihm Mut machen wolle, zu sprechen. Als ob er das von ihr gebrauchte Wort abwäge, herausfinden wollte, ob es die richtige Schwere, die rechte Bedeutung habe, wiederholte er es ein paarmal: „Sorgen — Sorgen? Worüber soll ich mich sorgen? Ich habe ja alles, ich bin versorgt. Hätten Sie gefragt, ob ich Kummer habe, dann wäre es etwas anderes. Kummer, Schmerz, den fühle ich."

Sie sah seine auf sich gerichteten Blicke, die Sehnsucht, die sich darin spiegelte, sie begriff im Augenblick, daß er ihrem Mitgefühl eine andere Deutung gegeben, daß sie selbst durch ihre Worte die Schuld daran trug. Das erregte eine starke Pein in ihr. Um Gottes willen, nur keine neue Liebeserklärung! Wie hatte sie nur vergessen können, daß sie schon damals seine Liebe erkannt in jedem Wort, in jedem Blick, daß wohl nur all das, was dazwischengekommen, ihn abgehalten hatte, seinem Fühlen Ausdruck zu geben. Und nun hatte sie den Augenblick herbeigeführt — sie selbst! Sie mußte das gutmachen, ehe er weitersprechen konnte. Auch wenn ihm die Enttäuschung Schmerz verursachte, immer besser als das andere.

„Also Sorgen machen Sie sich nicht? Ich dachte mir, da Paul doch ins Pagenkorps tritt —"

Leichthin, beinahe oberflächlich klang dies jetzt.

Das gab ihm die Fassung zurück, fesselte die Worte, die er hatte noch sagen wollen. Er wiederholte nur: „Kummer, Schmerz — habe ich gesagt. Ich sehe aber, daß ich zu starke Ausdrücke gebraucht. Verzeihen Sie. Etwas Trauer ist es wohl nur, wenn ich denke, daß ich hier überflüssig geworden, daß ich nun bald scheiden werde. Aber auch das wird vorübergehen. Ich habe es mir ja immer gewünscht. Man zweifelt schließlich nur, ob man wieder hineinpassen wird in die Heimat."

„Gibt es keine Möglichkeit, daß Sie hier bleiben? Vielleicht werden Lasarews —“

„Auch das wäre möglich. Lasarews werfen mich nicht gleich hinaus. Wenn es sich mit — nun sagen wir mit meinem Charakter in Einklang bringen ließe, könnte ich hier weitersitzen bis an mein Lebensende — so wie eine alte russische Amme, die man nicht fortläßt, die man behält, wenn auch die Kinder längst erwachsen sind. Schade nur, daß ich ein Körnchen mehr Ehrgefühl wie so 'n altes russisches Weibchen habe.“

Sophie lachte. „Karl Karlowitsch, Sie gehen ins Uferlose. So habe ich das nicht gemeint. Ich dachte mir nur, ob Sie nicht — Aber verzeihen Sie, ich mische mich da in Ihre Angelegenheiten. Das kommt davon, daß Sie mir stets so getreulich zur Seite gestanden, mich beschützt haben, ich wollte mich — dankbar zeigen. Und jetzt nehmen Sie mich wohl gar für indiskret. Aber bitte — nein. Es war wirklich gut gemeint.“

Baumeister wollte etwas erwidern, als plötzlich die Tür aufgerissen wurde. Paul stürmte herein.

„Sophie Karlowna — Karl Karlowitsch, denken Sie sich, wer gekommen ist! — Sie können es nicht erraten? — Der Großpapa ist da! Und wissen Sie, wo er gewesen ist? Nicht in Moskau, wie er uns hat sagen lassen — nein, in Berlin war er. Jetzt macht er Toilette. Ich habe ihn in eines der Fremdenzimmer im zweiten Stock geführt.“

Baumeister hatte sich erhoben. „Entschuldigen Sie, Sophie Karlowna, leider ist unser Plauderstündchen vorüber, denn ich muß den alten Herrn begrüßen, ihn in Abwesenheit des Hausherrn und der Hausfrau willkommen heißen. Noch bin ich ja in Amt und Würden.“

Er verbeugte sich und ging.

Paul hing sich an seinen Arm. „Wissen Sie, Karl Karlowitsch, was der Großpapa gleich gefragt hat? Ob die schöne Deutsche noch bei uns ist! Können Sie sich denken —“ Er sah sich um, ob ihn niemand höre. „Ich glaube, Großpapa ist in Sophie Karlowna verliebt. Komisch! So 'n alter Herr! Aber ich habe das schon auf dem Gute bemerkt und —“

„Du mußt so etwas nicht denken und noch weniger aussprechen. Laß das niemand hören!“

Paul ließ den Arm Baumeisters los und lief voraus. „Es ist aber doch so!“ rief er zurück.

Baumeister zog die Stirn in Falten. Ihm war so, als ob der Junge sich ihm schon entzogen habe.

Verwirrt saß Sophie da, als Baumeister und Paul das Zimmer verlassen hatten. Vor ihren Augen erschien jene Szene wieder, als ihr die ausgestreckten Arme des alten Mannes — nein, es war zu häßlich! Und diesem Manne sollte sie wieder gegenübertreten, unter den Augen all der anderen mit ihm sprechen, höflich, liebenswürdig tun?

Aber sie hatte doch wissen müssen, daß er wiederkommen würde — früher oder später. Hatte sie daran nicht gedacht?

Der andere, der dazwischengetreten, der Mann, den sie zu lieben geglaubt, das Erkennen, daß auch dieser es nicht anders gemeint, hatte das Frühere wohl ausgelöscht.

Bei diesem Gedanken stockte sie, das — das war doch noch viel schrecklicher gewesen! Wie hatte sie gekämpft, ihre ganze Kraft, ihren Mut anrufen müssen, um das tagelange Zusammensein noch auszuhalten! Es war ihr gelungen. Was fürchtete sie sich nun vor

dem alten Manne? Sie hatte es doch nicht nötig, ihm aus dem Wege zu gehen — er allein war es, der sich schämen mußte!

Trotzdem war er wiedergekommen. Er mußte also wohl überzeugt sein, daß Vergangenes nicht aufleben würde, sie hatte nichts dabei zu tun, als ihm gleichmütig zu begegnen.

Und das war doch nicht so schwer! Man hatte ihr doch auch in ihrem früheren Leben die Cour gemacht, der eine oder andere sich wohl auch zu einem kühneren Schritt hinreißen lassen. Sie hatte das immer kühl, ohne Erregung aufgenommen, jeden in seine Schranken zurückzuweisen verstanden.

Aber das war damals, als sie eine verheiratete Frau, eine Dame der Gesellschaft war. Heute —

Sie hatte nicht mehr daran denken wollen. Es lebte sich wirklich ganz nett hier, beinahe hätte sie vergessen können, daß sie nicht zur Familie gehörte.

Die Tür öffnete sich, die hohe Gestalt Safronows erschien darin, hinter ihm Paul und Baumeister.

Das Einglas im Auge, mit vorgestreckter Hand trat Safronow auf Sophie zu. „Welche Freude, Sie begrüßen zu können, Sophie Karlowna! Ich fürchtete schon, daß keine der Damen zu Hause sei. Gestatten Sie?“

Er setzte sich zu ihr, auch Baumeister und Paul nahmen Platz.

„Ich muß Ihnen doch erzählen, wo ich gewesen bin. Also in Berlin war ich, in Ihrem Berlin. Nach dem langen Fasten auf dem Lande war Berlin der richtige Bissen für mich. Die Herren von der Botschaft sorgten dafür, daß ich nicht zu kurz kam. Wohin mich die überall geschleppt haben, sogar —“

Sophie mußte lachen, ihr war ganz leicht und frei

geworden. Es erschien ihr wirklich nicht schwer, auf seinen Ton einzugehen.

Wie hatte sie sich nur fürchten können! Gar nicht ernst durfte sie den Mann und seine Geständnisse nehmen, wenn seine Augen auch jetzt wieder unausgesetzt auf ihr ruhten, er ihr mit allen seinen Blicken von neuem die Cour zu machen schien.

Sie ließ sich erzählen, fragte nach diesem und jenem in Berlin, so daß sie gar nicht merkte, wie die Zeit hinging.

Frau Lasarewa und Xenia kehrten zurück, auch Lasarew kam aus dem Ministerium.

Bei Tisch führte Safronow fast allein das Wort. Immer wieder erzählte er von Berlin, namentlich vom Flugplatz Johannisthal. „Sie kommen vorwärts dort in Berlin — in allem sind sie uns voran!“ Erst als er allen Stoff erschöpft zu haben schien, fragte er: „Ist bei euch nichts Neues passiert? Habt ihr Nachricht vom Gute? Mein Verwalter schrieb mir nach Berlin, daß alles wieder still sei. Hat ja wohl auch 'nen kleinen Totschlag gegeben — nicht, Karl Karlowitsch? Sprachen Sie nicht damals davon? Man ist eben viel zu nachsichtig, man sollte —“

„Aber Großpapa, wie kannst du nur so sprechen! Denkst du nicht daran, daß das Menschen sind wie du, wie wir?“

Xenia hatte sich erhoben, ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten. Sie hatte sehr heftig gesprochen.

Safronow sah sie verwundert an. „Nanu — ist das Mädel verrückt geworden?“

Herr und Frau v. Lasarewa sahen sprachlos auf Xenia, Sophie saß bleich wie eine Tote da, nur Baumeister war aufgesprungen und zu Xenia getreten, während Paul weiteraß, ohne sich stören zu lassen.

Baumeister sprach leise auf Xenia ein, sie schüttelte aber den Kopf, entzog ihm ihre Hand, die er gefaßt.

Zur Mutter gekehrt, sagte sie: „Verzeih, Mama, aber ich kann so etwas nicht hören. Immer schmäht man das Volk und diejenigen, die ihm beistehen wollen.“

„Genug — geh auf dein Zimmer! — Frau v. Trebnitz, wollen Sie die Güte haben, Xenia zu begleiten.“

Sophie folgte der Aufforderung und ging schnell Xenia nach, die sich der Tür schon zugewendet hatte.

Einige Minuten herrschte Totenstille im Zimmer, dann sagte Baumeister: „Paul — du bist fertig mit Essen — geh in die Bibliothek, ich komme gleich nach!“ Als dieser mit verwundertem Gesicht gegangen war, sich auch der Diener, der mit dem Nachtisch eingetreten, entfernt hatte, wendete sich Baumeister an Lasarew: „Verzeihen Sie mir, daß ich mir erlaubt habe, Paul wegzuschicken. Doch ich habe noch für Wichtigeres, viel Schwereres um Verzeihung zu bitten. Wollen Sie mich anhören?“

Lasarew deutete auf den Stuhl neben sich.

Seine Frau fragte erregt: „Mein Gott — was ist denn? Sie tun so geheimnisvoll! Was ist geschehen? Sprechen Sie schnell, ich vergehe vor Angst!“

Safronow sagte nur: „Aha!“ Er dachte nicht anders, als daß die schöne Frau in die Sache verwickelt sei. Er hatte gesehen, wie Sophie blaß geworden war, wie sie schwankte, als sie hinausging. Er wünschte sich Glück, daß sein damaliger Sturm auf ihr Herz so glimpflich abgelaufen war — wer weiß, welche Untiefen in dem schönen Weibe steckten! Dann besann er sich, daß er als Oberhaupt der Familie doch auch ein Wort sagen mußte, und fügte seinem Ausruf hinzu: „Sprechen Sie, Karl Karlowitsch, wir sind gespannt!“

In seinen Briefen, auch nachher, als Frau v. Lasa-

rewa angekommen war, hatte Baumeister nur von der Erkrankung Xenias berichtet, nichts davon erwähnt, daß diese mit den Vorgängen im Dorfe, mit dem Tode des Studenten in Verbindung stand. Es war ja auch nicht leicht, den Eltern davon zu sprechen. Er kannte ihren Stolz. Sie würden ihm kaum glauben. Sie hatten wohl auch die heutigen Worte Xenias kaum ernst genommen.

Noch eines erschwerte Baumeister sein Geständnis: er wollte Sophie schützen, auf sie durfte nichts zurückfallen. Der Gedanke, daß sie etwas versäumt, nicht acht auf Xenia gehabt, durfte nicht aufkommen.

Nur langsam kam er mit seinem Vortrag vorwärts. Jedes Wort, das er aussprechen wollte, mußte vorher bedacht werden. Wie sollte er es verheimlichen, daß Sophie um alles gewußt und doch geschwiegen hatte?

Aber er führte es durch — er nahm alles auf sich. Er habe geglaubt, daß mit dem Tode jenes Menschen alles vorüber sei — deshalb habe er nicht früher gesprochen.

„Leider habe ich mich getäuscht," schloß er. „Xenia hat noch nicht vergessen, ich sehe jetzt, welch große Verantwortung ich auf mich genommen."

Lasarew reichte Baumeister die Hand. „Sie haben es gut gemeint, wollten uns Kummer und Sorgen ersparen. Hoffen wir, daß es noch nicht zu spät ist, das Mädel auf den rechten Weg zu führen." Er wendete sich an seine Frau und an seinen Schwiegervater mit der Frage: „Was denkt ihr?"

Baumeister wollte sich erheben. Es kam wohl zu einem Familienrat.

„Bleiben Sie, Karl Karlowitsch, vielleicht nützt uns Ihr Rat. Ich dachte an eine Pension, wo Xenia unter

gleichalterigen Gefährtinnen ist — das wird sie auf andere Gedanken bringen."

Frau v. Lasarewa war dagegen. „Mein Gott, ich habe mich nicht genug um sie kümmern können. Nun soll sie ganz unter fremde Menschen! Sie ist doch schon siebzehn, wird doch bald vernünftig werden! — Vielleicht ist es das beste, ich gehe mit ihr auf Reisen."

Safronow sagte nichts. Baumeister hatte ihn im Verdacht, daß er während seines Berichtes ab und zu eingenickt sei, wenigstens hatte er bemerkt, daß er die Augen geschlossen hielt.

Lasarew stand auf. „Wir müssen uns die Sache reiflich überlegen." Wieder sah er auf seinen Schwiegervater und fragte: „Papa, was meinst du?"

„Schnell verheiraten — dann wird sie vernünftig werden!"

„Dein Rat ist nicht schlecht. Nun, wie gesagt, wir müssen überlegen. Ich gehe jetzt in den Klub, gehst du mit?"

„Bin müde, will früh ins Bett. Morgen wird sich schon etwas finden. Übrigens — da fällt mir was anderes ein. Schickt Xenia doch eine Zeitlang nach Berlin zu Tante Olga. Dort sieht sie neues Leben, kommt auf andere Gedanken. Waljanow macht mit seiner Frau alles mit, denn Olga ist noch sehr lebenslustig — paßt auf, das wird der kleinen Xenia gut tun!"

„Auch das wäre nicht schlecht. — Was meinst du, Natalie? — Du kannst dich heute nicht entschließen? — Nun, also dann bis morgen!"

Mit schwerem Herzen war Sophie mit Xenia gegangen.

Dies unselige Mädchen war wirklich verrückt, wie

der Großpapa gesagt — noch immer steckten diese Hirngespinste in ihrem Kopf.

„Aber Xenia, wie konnten Sie nur — Haben Sie vergessen — damals, als wir auf dem Kirchhof waren —“

Xenia antwortete nicht. Sie saß da und sah starr vor sich hin.

Sophie fiel es schwer aufs Herz: hätte sie nur alles der Mutter erzählt, dann wäre sie die Sorge jetzt los. Daran war Baumeister schuld, daß sie das nicht getan — er hatte es ihr ausgeredet. Sie hatte sich gern gefügt, hatte es empfunden, als ob er ihr Schweres abnehmen wollte. Nun fiel es wohl doch auf sie zurück.

Irgend etwas mußte dazwischengekommen sein, denn die Worte des Großvaters allein konnten Xenia nicht in solche Erregung gebracht haben.

Plötzlich fiel Sophie ein: Xenia hatte am Morgen, als sie zu ihr ins Zimmer kam, schnell ein Papier, einen Brief, in dem sie gelesen hatte, versteckt. Doch welche Bedeutung konnte das haben? Jener Student war tot — damit doch wohl alles zu Ende.

Von neuem versuchte sie es, ein Gespräch mit Xenia anzufangen. „Sagen Sie mir doch, was haben Sie denn nur? Denken Sie doch, wie erschrocken Ihre Eltern sein müssen, wie wir uns ängstigen! Haben Sie mich denn kein bißchen mehr lieb? Ihre Mutter wird denken, daß ich schuld bin. Ich muß also wohl fort von hier. Tut Ihnen das nicht leid?“

Sophie hatte das gesagt, weil sie nichts anderes fand, und sie war erfreut, als die letzten Worte doch Eindruck gemacht zu haben schienen.

Wenigstens antwortete Xenia jetzt: „Sophie Karlowna, fürchten Sie nichts. Wie kann Mama so etwas denken? — Lassen Sie mir Zeit, es ist — es wird schon —“

Sie schwieg plötzlich und horchte auf.

Es war nichts, nur der Schlag der Uhr auf dem Kamin hatte in ihre Worte hineingeklungen.

Aber Xenia schien das doch zu erregen. „Schon neun!“ sagte sie.

Sie sah Sophie an, diese aber verstand sie nicht.

Es war doch noch früh, vor kaum einer Stunde waren sie von Tisch aufgestanden. Was wollte sie denn?

Xenia sagte es. „Sophie Karlowna, verzeihen Sie, ich möchte —“ Sie faßte nach Sophies Hand. „Sie müssen mir nicht böse sein, daß ich — — Nein, schlafen will ich noch nicht, aber — ich möchte allein sein, ich komme dann besser zur Ruhe.“

Sophie wußte nicht recht, was sie tun sollte. Sich dem Mädchen aufdrängen, war ihr peinlich. Aber die Eltern erwarteten doch wohl, daß sie bei Xenia bliebe, vielleicht kam auch noch jemand herauf, um nachzusehen.

Xenia wiederholte: „Bitte — lassen Sie mich allein. Morgen werde ich —“

Zögernd stand Sophie auf. „Wenn Sie mich hinauswerfen, muß ich wohl gehen. Aber ich komme wieder.“

Xenia nickte schnell, sie schien zerstreut, schien es eilig zu haben, allein zu sein.

Eine Weile blieb Sophie auf dem Korridor stehen und horchte nach Xenias Zimmer zurück. Schritte tönten zu ihr heraus, ein Schrank wurde geöffnet — dann war es still. Vielleicht hatte sie sich ein Buch gesucht, saß jetzt und las.

Das konnte ja auch sie selbst tun. In der Bibliothek traf sie wohl niemand. Dort wollte sie eine Stunde lesen.

Im Bibliothekzimmer war es dunkel. Als Sophie

das elektrische Licht aufdrehte, sah sie, daß sie nicht allein war.

In einem Sessel saß Safronow.

Er schien geschlafen zu haben, war wohl erst durch ihren Eintritt und das plötzliche Aufleuchten der Lampe aufgewacht, denn er blinzelte erst einige Augenblicke zu ihr herüber, ehe er sie erkannte.

Dann erhob er sich und kam ihr entgegen.

„Ah, meine Gnädigste, suchen auch Sie hier Zuflucht vor den Schrecknissen des Hauses?“

Seine Worte stießen Sophie ab, sie wäre am liebsten wieder fortgegangen. Aber er sollte nicht glauben, daß sie sich vor ihm fürchte.

Sie trat an einen der Bücherschränke, um sich ein Buch herauszusuchen. Dabei sagte sie: „Ich glaubte, daß niemand hier sei. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie gestört habe. Ich gehe sofort wieder.“

„Aber ich bitte, meine Gnädigste, Sie haben mich nicht gestört — im Gegenteil, es ist mir eine unendliche Freude —“

Da waren sie schon wieder, diese Phrasen. Den alten Herrn schien nichts zu rühren, er blieb sich immer gleich, mochte um ihn herum geschehen, was wollte.

Sie nahm schnell das erste Buch, das ihr in die Hände kam, grüßte kurz und wollte gehen.

Er hatte begriffen, daß sie nicht bleiben wollte, denn ein Blick auf den Rücken des Buches hatte ihn erkennen lassen, daß sie etwas genommen, ohne hinzusehen, nur um fortzukommen. Er lachte leise auf. „Seit wann treiben denn Gnädigste Anthropologie — dazu noch in russischer Sprache?“

Verlegen blätterte Sophie in dem Buche. „Ich habe mich vergriffen.“

„Scheint so. Soll ich Ihnen etwas anderes heraussuchen?“

Sie stellte das Buch zurück.

Safronow stand schon neben ihr. „Gestatten Sie?“ Dabei legte er wie zufällig seine Hand auf die ihre. „Viel zu schwer für das zarte Händchen. Ich werde helfen —“

Sophie war zurückgetreten. „Bemühen Sie sich nicht! Ich erinnere mich, ich habe noch Lektüre auf meinem Zimmer.“

Sie war schon hinaus, ehe er noch etwas antworten konnte, ging schnell über den Korridor bis zu Xenias Tür. Dort blieb sie stehen. Ob sie schon jetzt wieder den Versuch machte, einzutreten?

Plötzlich hörte sie, daß jemand den Korridor herunterkam, vom Bibliothekzimmer her. Safronow war ihr wohl gefolgt. Schnell, ohne anzuklopfen, öffnete Sophie die Tür zu Xenias Zimmer und trat ein.

Mitten im Zimmer stand Xenia. Sie hatte einen leichten Pelzmantel an, über den Kopf ein Tuch gezogen, das ihr Gesicht halb verhüllte.

„Xenia, wo wollen Sie hin, was haben Sie vor?“

Xenia wollte ohne Antwort an Sophie vorüber.

Diese ergriff sie bei der Hand und wiederholte: „Xenia, was haben Sie vor?“

Als Xenia sich zu befreien suchte, umschlang Sophie sie und drückte sie in einen Sessel. Eine furchtbare Erregung hatte sich ihrer bemächtigt, sie dachte nichts anderes, als daß Xenia aus dem Hause fliehen wollte. Der Brief fiel ihr wieder ein, den Xenia vor ihr zu verbergen gesucht.

„Sie haben einen Brief erhalten, Xenia, Sie wollen fort, Ihre Eltern verlassen. Xenia — haben Sie den Verstand verloren, haben Sie nicht bedacht, was Sie tun, was Sie sich, was Sie Ihren Eltern tun?“

Noch immer kein Wort, nur ein Schluchzen hörte Sophie — Xenia hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen.

Sophie fühlte, daß ihre Worte nicht ohne Eindruck geblieben waren. Sie hörte, daß das Schluchzen in leises Weinen überging.

In der Furcht, Xenia könne sich ihr entziehen, war Sophie vor dem Sessel niedergekniet und hielt sie umschlungen. Jetzt erhob sie sich und setzte sich zu ihr.

So saß sie und wartete.

Als Xenia noch immer nichts sagte, fing Sophie an wieder zu sprechen. „Sie törichtes Kind, was haben Sie tun wollen?“

„Ach, Sophie Karlowna, es ist so schrecklich! Sie wissen ja nicht —“

„So erzählen Sie, was geschehen ist.“

„Man hat mir geschrieben — ein Freund von ihm. Ich soll heute um halb zehn auf die Straße kommen, denn er hätte mir Wichtiges zu sagen.“

„Das wollten Sie tun?“

„Ich mußte doch!“

„Nichts müssen Sie, keinen Schritt dürfen Sie gehen! Den Brief geben Sie Ihrem Vater, der wird schon wissen, was damit zu geschehen hat. — Kind, Kind — Sie kennen das Leben noch nicht, lassen sich von jedem hergelaufenen Menschen den Kopf verwirren, sonst hätten Sie heute nicht solche Worte gesprochen, nicht so Undankbares tun wollen! Glauben Sie mir, man hat es nur auf Ihr Geld abgesehen, will Sie an sich reißen.“

Sophie staunte im stillen, woher sie das alles nahm, über Dinge sprach, die ihr so fernlagen, über die sie nie nachgedacht. Aber ob wahr oder nicht wahr, das focht sie nicht an.

„Das müssen Sie doch einsehen, Xenia. Denken Sie doch, was Sie alles aufgeben wollen. Fühlen Sie nicht, wie unglücklich Sie geworden wären?“

„Ich möchte fort!“

„Wohin?“

„Fort von hier, aus Rußland. Ich fürchte mich —“

Dafür hatte Sophie nicht gleich einen Rat. Sie fand nichts Besseres, als zu sagen: „Sie sind heute erregt. Ruhen Sie sich aus, ich bleibe bei Ihnen.“

„Ja, Sophie Karlowna, bleiben Sie!“

Xenia tat jetzt alles willig, was Sophie sagte. Sie entkleidete sich und ging zu Bett, Sophie legte sich aufs Sofa.

Leise, ohne daß Xenia es bemerkt, hatte sie vorher die Tür abgeschlossen, den Schlüssel unter das Sofakissen gesteckt.

Am anderen Morgen schlich sich Sophie leise aus dem Zimmer. Xenia schlief noch.

Am Frühstückstische erzählte Sophie Baumeister, was sie am vergangenen Abend durchlebt hatte. Dann gingen sie beide zu Lasarew.

Baumeister hatte erst allein gehen wollen, Sophie aber drang darauf, ihn zu begleiten. „Ich verstehe, Karl Karlowitsch, Sie wollen mir das ersparen. Was hilft es aber jetzt? Meines Bleibens hier kann doch nicht mehr sein.“

Bei Lasarew trafen sie auch Safronow. Die Herren schienen sich schon beraten zu haben, denn Lasarew sagte, nachdem Sophie gesprochen hatte: „Ich danke Ihnen, Frau v. Trebnitz — es ist schon alles beschlossen. Wir wollen, wie Papa vorgeschlagen, Xenia nach Berlin zu ihrer Tante schicken. Sobald meine Frau, die sehr angegriffen ist, sich erholt hat, werde ich mit ihr das Weitere bestimmen.“

Damit war die Unterredung, vor der sich Sophie so geängstigt hatte, beendigt.

Sie fühlte sich verletzt. Herr v. Lasarew hatte sich sehr kurz gefaßt, etwas gar zu kurz, wie ihr schien. Vielleicht war es ihm nicht angenehm, daß sie, die Deutsche, Einblick in diese Dinge erhalten hatte. Man würde sich ihrer gewiß so schnell wie möglich entledigen.

Das äußerte sie zu Baumeister, als sie zusammen über den Korridor zurückgingen.

Er suchte ihr es auszureden. „Ich bitte Sie, Sophie Karlowna, der Mann will nur nicht zeigen, wie tief er getroffen ist. Stellen Sie sich doch vor, was er als Vater fühlen muß."

„Ach — diese Leute sind ja viel zu gleichgültig! Frau Lasarewa schläft noch, wahrscheinlich sehr ruhig. An die starke Erregung glaube ich nicht, die Frau denkt nur an sich, überlegt wohl schon, wo sie den Winter verbringen soll, damit sie von allem nichts mehr hört und sieht. Sie sprach schon neulich davon, daß sie sich doch wohl entschließen müsse, nach Cannes zu gehen."

Das klang so bitter, daß Baumeister nichts darauf zu sagen wußte. Er verstand sehr gut, daß Sophie sich Sorge über die Zukunft machte, da wollte er nicht dreinreden.

Und doch hätte er so gern gesprochen, ihr gesagt, daß sie sich nicht sorgen solle, daß er doch da sei, um ihr zur Seite zu stehen.

Eine kleine Hoffnung war in ihm erwacht. Vielleicht führte alles zum Guten, auch für ihn — vielleicht war jetzt der Augenblick gekommen, daß er sie sich erringen konnte.

Als sie sich verabschiedete, um zu Xenia zu gehen, sagte Sophie: „Auf Wiedersehen! Bald wird es freilich heißen: Adieu für immer!"

Da hätte er fast den Mut gehabt, zu ihr zu sprechen. Ganz warm war ihm ums Herz geworden, doch Sophie hatte schon die Tür geöffnet und war ins Zimmer getreten.

Er blieb zurück mit dem Gefühl, daß er nahe daran gewesen, eine Dummheit zu machen. Mit einem plötzlichen Ruck hatte sie ihm ihre Hand, die sie ihm hingereicht und die er ein paar Sekunden fester zu halten versucht, wieder entzogen.

Sophie und Xenia frühstückten allein. Man rief sie nicht, und sie hatten nicht den Wunsch, sich sehen zu lassen.

Über das Vorgekommene sprach Sophie nicht. Was hätte sie auch sagen können? Sie würden ja nun doch bald auseinandergehen, sich vielleicht nie mehr sehen.

Sophie hatte auch genug für sich zu denken, wenn dabei auch nichts herauskam. Einen Augenblick dachte sie an Baumeister. Der war wieder nahe daran gewesen, sich ihr zu erklären. Sie hatte es sehr gut bemerkt, war froh, daß es nicht dazu gekommen.

Ein lieber, guter Mensch — aber was konnte er ihr helfen?

Auch ihn würde sie wohl kaum wiedersehen.

Einen Plan hatte sie noch nicht gefaßt. Es blieb ihr ja auch wohl nichts übrig, als vorläufig wieder zur Schwester zu gehen. Der mußte sie sofort schreiben.

Doch auch dazu fehlte ihr jetzt die Lust.

So saß sie und grübelte, Xenia sagte auch nichts, sie hatte ein Buch vor sich liegen, ohne hineinzusehen. Auch sie hatte wohl so viel auf dem Herzen, daß sie lieber schwieg.

Sophie mußte denken: Hier sitzen wir wie zwei Angeklagte, die ihr Urteil erwarten.

Kurz vor dem Essen kam ein Diener und bestellte, daß Frau Lasarewa Frau v. Trebnitz bitten lasse.

Der häßliche, schmutzige Bahnhof erschien Sophie wie die Vorhalle zum Paradiese. Sie hörte kaum auf das, was Frau Lasarewa noch an guten Ratschlägen zu erteilen hatte, was ihr Paul zurief, sah nicht das traurige Gesicht Baumeisters, war in ihrer Herzensfreude selbst zum alten Safronow liebenswürdig, als dieser, nachdem der Abschied vorüber, sie sich schon mit dem Ordnen des Handgepäcks beschäftigte, in den Wagen kam, um, wie er sagte, dafür zu sorgen, daß auch alles bequem sei, es an nichts fehle.

Er hielt zwei riesengroße Bonbonnieren in den Armen und sah sich um, wo er seine Last ablegen könnte. Dabei suchte er, ohne von Xenia gehört zu werden, näher an Sophie heranzukommen. „Verzeihen Sie — die Damen lieben doch auf der Reise etwas zu knabbern."

Als Sophie ihm dankend die Hand reichte, wurde er kühner, küßte und tätschelte diese und schien nicht fortzukommen.

„Der Zug geht gleich ab, Boris Nikolajewitsch," mahnte Sophie. „Sie müssen hinaus, sonst fahren Sie mit."

„Könnte mir ja kein größeres Glück denken."

„Hier ist aber Damencoupé. Da müßten Sie doch hinaus."

Draußen auf dem Bahnsteig rief Paul: „Großpapa, gleich kommt das letzte Zeichen!"

Nochmals küßte Safronow Sophie die Hand. „Ich sage: Auf Wiedersehen, denn ich komme nach!"

Endlich ging er, der Zug setzte sich in Bewegung, die letzten Rufe verhallten.

Xenia trat vom Fenster zurück, an dem sie gestanden, setzte sich zu Sophie und schmiegte sich dicht an sie.

So saßen sie beide und schwiegen, jede mit ihren Gedanken beschäftigt.

Wie alles doch so anders gekommen war, als sie gefürchtet!

Als der Diener sie gerufen, sie beim Eintreten in das Zimmer schon in den Gesichtern zu lesen geglaubt, was ihr bevorstand, da war sie sprachlos gewesen, als sie die ersten Worte Frau Lasarewas hörte.

„Liebe Frau v. Trebnitz, wir haben eine Bitte an Sie. Daß wir Xenia nach Berlin zu ihrer Tante schicken wollen, wissen Sie, das hat Ihnen mein Mann schon gesagt. Nun handelt es sich aber darum — mit einem Wort, es ist unser aller Wunsch, daß Sie nach wie vor mit Xenia zusammen bleiben. Sind Sie einverstanden — ja? Ich habe meiner Cousine schon geschrieben, ihr mitgeteilt, was sie zu wissen braucht — nicht alles — Sie verstehen. — Also Sie wollen? — Das freut mich. Sie bereiten sich wohl für die Reise vor — je schneller desto besser."

Das hatte Sophie dann sehr gern getan und sofort angefangen, ihre Sachen zusammenzusuchen, die Koffer zu packen. Es vergingen aber doch noch einige Tage, ehe sie zur Reise fertig waren, trotzdem auch Xenia eifrig dabei gewesen war, die Abreise zu beschleunigen.

Dazwischen waren Tränen geflossen — das ging nun schon nicht anders, besonders nach einer Unterredung Xenias mit ihrem Vater und nachdem sie diesem den Brief, den sie damals empfangen, hatte herausgeben müssen.

Das war nun alles vorüber. Sie saßen wohlversorgt in ihrem Abteil und rollten der Grenze zu.

Kurz vor Wirballen erwachte in Sophie noch einmal das Andenken an Rußland. Das war, als die Gendarmen auf den Zug sprangen, in die Abteile kamen und den Reisenden die Pässe abforderten.

Dann war man auf der deutschen Seite — in Eydtkuhnen.

Noch eine Nacht — Berlin war erreicht.

Ein köstlicher Herbstmorgen, der den Werktag in einen Festtag umwandelte, mit hellem Lichte die Bahnhofhalle durchleuchtete, über die müden Gesichter der vielen zur täglichen Arbeit Hinausziehenden hinwegtäuschte, alles froh erscheinen ließ, als ob es keine Sorge, keine Mühe, keine Last in der Welt gäbe.

So hatte auch Sophie empfunden in den ersten Minuten, nachdem sie den Zug verlassen, in der Freude, wieder in Berlin zu sein — jetzt spürte sie plötzlich, wie dieses Gefühl nachließ, sich änderte, wie statt der Freude eine bange Furcht in ihr aufstieg, eine Furcht, die sie zurückzublicken zwang, ob der Zug noch auf seiner Stelle stand, ob es keine Möglichkeit gäbe, wieder einzusteigen, zurückzukehren dorthin, woher sie eben gekommen.

Hatte sie denn vergessen, wie sie geflohen war von hier, um jede Erinnerung auszulöschen, um keinem unter die Augen zu treten, der sie in ihrem Glücke gekannt?

Geflohen war aus diesem Berlin, an dessen Pforte sie jetzt stand, das sie wieder aufnehmen sollte!

Xenia zupfte an ihrem Arm. „Sophie Karlowna, dort kommt mein Onkel.“

Die einfachen Worte brachten Sophie wieder zu

sich. Sie hörte, was gesprochen wurde, sah einen Herrn, der Xenia begrüßte und jetzt zu ihr trat.

„Frau v. Trebnitz — sehr erfreut. — Waljanow. — Gute Reise gehabt? Muß um Verzeihung bitten, daß ich habe warten lassen.“

Ein Diener nahm den Gepäckschein, zwei Träger schafften das Handgepäck zum Auto, das draußen wartete; in kaum zehn Minuten stieg man schon in der Wilhelmstraße die Treppe zur Wohnung des Botschaftsrats Grafen Waljanow empor, nach einer weiteren halben Stunde saßen Sophie und Xenia mit Gräfin Waljanowa am Teetische.

Die Gräfin hatte ihnen kaum Zeit gelassen, Toilette zu machen, nur den Reisestaub hatten sie abschütteln können.

„Trinken Sie erst eine Tasse Tee, später haben Sie Zeit. Ich bin sehr neugierig, möchte gern über Petersburg plaudern.“

Sie hatte diese Worte an Sophie gerichtet, sich dann jedoch an Xenia gewendet, und während sie diese mit Fragen überflutete, hatte Sophie Zeit, die Gräfin zu mustern.

Im Gegensatz zu der Ruhe des Grafen, eines Mannes von fünfzig oder fünfundfünfzig Jahren, erschien diese Frau wie ein Bündel aufgestörter Nerven, so daß sich auf den ersten Blick nicht erkennen ließ, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich sei. Erst nach einer halben Stunde hatte sich Sophie ein Bild gemacht: es war eine schöne Frau, noch jung, höchstens Mitte der Dreißig, die dunklen Augen leuchteten in voller Frische, das helle Haar, das Sophie beim ersten Anblick für ergraut, als ein Zeichen des Alters gehalten, erwies sich als aschblond, rahmte mit seiner Fülle ein schmales, blasses Gesicht ein, einen kleinen, zierlichen

Kopf, der auf einer mittelgroßen, schlanken Figur saß. Beim Sprechen bewegte sie unausgesetzt die weißen, schmalen Hände, als ob sie nach den Worten, die sie sprach, haschte, diese zurückholen wollte. Sophie mußte lächelnd bei sich denken, daß dies auch wirklich notwendig sei, wenn man dem, was die Gräfin sprach, folgen sollte.

Kaum ausgesprochen, wurde die Frage durch eine neue überholt, ein neues Wort, zu dem früheren in keinem Zusammenhang, ließ den Zuhörer nicht folgen, bis die Rednerin zu erschlaffen schien, ihre Hände wie im letzten Aufzucken nach der Teetasse, nach einem Toast griffen, um alles gleich wieder hinzulegen.

Solche Frauen gibt es nur in Rußland.

Sophie hatte in den letzten Monaten ähnliche Bilder vor Augen gehabt, frische Jugendlichkeit und alternde Müdigkeit, freies Sichüberalleshinwegsetzen und vornehmste Zurückhaltung — bis zum verletzenden Stolz.

Sie fragte sich, wie sich ihr Zusammenleben mit dieser Frau gestalten würde.

Im Augenblick sprach die Gräfin von ihrem Empfangstag. Sie hatte sich jetzt ausschließlich an Xenia gewendet, schien Sophie vergessen zu haben. „Es trifft sich gut — gerade heute. Du wirst viele Bekanntschaften machen. Morgen früh reiten wir dann aus.“ Sie fuhr herum zu Sophie. „Reiten Sie auch?“

Die Frage klang, als ob sie eine verneinende Antwort erwarte.

„Gewiß,“ sagte Sophie.

„Sehr schön — sehr schön!“ Sich wieder zu Xenia wendend: „Erzähle doch! Deine Mutter hat mir geschrieben von einer Geschichte mit euern Bauern. Und jetzt will sie nach Cannes. Ich ziehe vor, hier zu bleiben.“ Schnell wieder zu Sophie: „Sie sind Berlinerin? Wie

hat Ihnen Petersburg gefallen? Nicht wahr — ein zweites Paris. Aber Sie kennen wohl Paris nicht? — Oder doch? — Aber sag doch, Xenia, Onkel Nikolai will nächstens heiraten? Er war kürzlich hier und —"

Die Kammerjungfer kam und sprach leise zu ihrer Herrin.

Diese stand auf. „Wie ich gequält werde! Ihr müßt verzeihen, die Modistin schickt. Ihr seid ja wohl auch mit dem Frühstück fertig — auf Wiedersehen!"

Sie reichte Xenia die Hand, nickte Sophie zu und blieb dann plötzlich bei ihr stehen.

„Eine Jungfer hat Xenia sich nicht mitgebracht, da muß ich wohl —"

Ihr Blick ruhte fragend auf Sophie, und diese glaubte darin die Frage zu lesen: „Sie können das wohl nicht machen?"

Sophie errötete, nahm das als Beleidigung, absichtlich oder aus Nachlässigkeit. Sie sagte: „Frau Lasarewa meinte, daß unsere beiden russischen Jungfern, die wir nach Petersburg mitgenommen, sich in Berlin nicht eingewöhnen, wir aber wohl Passendes besser hier finden würden."

Sie hatte das „unser" und „wir" besonders betont.

Die Gräfin lächelte vor sich hin. „Selbstverständlich. Wie konnte ich nur — Ich werde Luzie gleich Befehl geben. — Nochmals — auf Wiedersehen!"

Sie wollte eilig fort, Sophie hatte aber noch etwas zu sagen.

„Ich bitte Frau Gräfin, mich für ein oder zwei Stunden zu entschuldigen. Ich möchte meine Schwester begrüßen und —"

„Ah, Sie haben eine Schwester hier? Das ist ja reizend!" Daß die Gesellschaftsdame eine Schwester hatte, schien die Gräfin zu rühren. Sie nahm plötzlich

Sophies Hand. „Welche Überwindung Sie sich da auferlegt haben, hier so ruhig zu sitzen! Natürlich müssen Sie das tun — ich nehme mich Xenias gerne so lange an."

Dann ging sie zur Tür, wendete sich aber noch einmal um.

„Für die Jungfern sorge ich. Oder habt ihr an einer genug?"

Ohne Antwort abzuwarten, war sie verschwunden.

Sophie bog aus der Wilhelmstraße ab und wanderte die Linden hinab, bis fast zur Friedrichstraße, kehrte wieder um, ging bis zum Brandenburger Tor und schlug erst dann den Weg zur Wohnung ihrer Schwester ein.

Erst einen Mundvoll Heimatluft, das Berliner Pflaster unter den Füßen fühlen!

Die Gedanken, die sie auf dem Bahnhof vorübergehend geängstigt hatten, waren nicht zurückgekehrt. Im Augenblick empfand sie nur den Genuß, wieder in Berlin zu sein. Erst nur einmal so herumschlendern, das Straßenleben betrachten, in die Schaufenster gucken — beinahe kam sie die Lust an, gleich jetzt noch die Leipziger Straße zu durchstreifen. Doch das behielt sie sich vor für den Abend, mit Xenia zusammen, wenn alles in blendendem Lichte stand — das wollte sie Xenia zeigen.

Sophie war stolz auf Berlin. Wie hatte sie nur Petersburg schön finden können, eine so kalte Stadt, die einem immer fremd blieb! Ja, eine „kalte" Stadt — das war die richtige Bezeichnung dafür. Eine Stadt, die nicht erwärmte, die einem nichts sagte, auch nicht das Empfinden einflößte, daß man sich in einer Welt-

stadt befand. Wie hatte sie nur damals bei ihrer Ankunft, beim ersten Sehen diese Stadt mit Berlin vergleichen können! Das Gesellschaftsleben, das sie mitgemacht, war ja glänzend — ohne Frage, das Leben im Hause von einer Großzügigkeit, die wohl hier kein Haus aufzuweisen hatte, und doch — etwas fehlte, etwas vermißte man, das ließ keine Zufriedenheit, kein Einleben aufkommen. Vielleicht erging es anderen anders — sie dachte nun einmal so.

Aber was ging sie das jetzt noch an! Sie war wieder in Berlin, sie fühlte, wie sie diese Stadt liebte, schrak plötzlich zusammen, als ihr der Gedanke kam, daß sie gezwungen sein könnte, wieder nach Rußland zurückzukehren.

Nie — lieber alles entbehren!

Aber auch das war Unsinn. Entbehren, das verstand sie doch erst recht nicht!

Einige Minuten ging sie vor dem Hause auf und ab, in dem ihre Schwester wohnte. Sie wollte erst all das eben Gedachte wieder schwinden lassen.

Wie Elsa überrascht sein würde!

Als sie klingelte, öffnete ein ihr fremdes Hausmädchen.

„Ist Frau Professor zu Hause?"

Elsa hatte Sophies Stimme gehört, kam aus dem Zimmer gestürzt, zog die Schwester in die Arme, küßte sie.

Dabei fing sie an zu fragen: „Was ist geschehen? So plötzlich, Sophie? Erzähle doch!"

Das Mädchen stand dabei, sperrte den Mund auf und sah verwundert auf die Gruppe.

Sophie empfand es peinlich, sie liebte keine Szenen vor dem Dienstpersonal, hatte auch früher in ihrem eigenen Haushalte streng darauf geachtet, daß Diener

und Mädchen ihre Stellung nicht vergaßen, hatte in Rußland, obwohl sie selbst in Abhängigkeit stand, sich noch mehr daran gewöhnt.

„Laß mich doch nur erst herein!“

Die Schwestern gingen ins Zimmer, und nun erzählte Sophie.

Aber sie sagte nicht, daß sie sich oft so sehr unglücklich gefühlt, hatte sich auch hierüber in ihren Briefen an Elsa nie ausgesprochen, nur immer davon erzählt, wie bequem sie lebte, welch großes Haus Lasarews führten. So ähnlich, wie sie geschrieben, sprach sie auch jetzt.

„Und nun bleibst du hier?“

„Vorläufig — ja.“

„Du siehst so blaß aus! Bist doch nicht krank gewesen?“

„Das kommt wohl nur von der Reise.“

„Schade, daß Ewald schon zur Universität ist. Er hätte sich so gefreut. Auch die Mädels sind schon zur Schule. Du mußt oft herkommen. Bring doch auch deine Xenia mit.“

Sophie versprach es.

Nach einer Stunde stand sie wieder auf der Straße. Etwas enttäuscht, etwas unbehaglich fühlte sie sich.

Sie hatte sich auf das Wiedersehen mit Elsa gefreut, nun aber so wenig dabei empfunden. Alles war so alltäglich, fast kleinbürgerlich gegen die Verhältnisse, in denen sie gelebt.

Hellers waren ja ganz wohlhabend, hatten ihre reichlichen Zinsen von Elsas Mitgift, Ewald ein hübsches Einkommen — trotzdem war Sophie im Hause der Schwester alles recht kleinlich erschienen. Und diese Tuerei mit den Dienstleuten! Elsa hatte auch noch die alte Köchin hereingeholt, die Sophie von früher kannte. Die Anna müsse sie doch auch begrüßen!

Wirklich — Sophie war verstimmt. Paßte sie nicht mehr in deutsche Verhältnisse? Das wäre doch schrecklich!

Zur Empfangstunde der Gräfin war eine große Anzahl von Gästen erschienen. Jetzt, als kaum noch jemand zu erwarten war, meldete der Diener den Baron Merville und ließ gleichzeitig den hageren, mittelgroßen Herrn eintreten.

Sophie, die sich ein wenig zur Seite geschoben fühlte, da man ihr Xenia genommen, die in der Nähe der Gräfin saß, mußte sich damit begnügen, alle Ankommenden bei sich einer Kritik zu unterziehen. Der zuletzt Eingetretene gefiel ihr nicht, obgleich es ein hübscher Mensch war, ein brünetter Mann, fast schwarz, mit kurzem Spitzbart, großen dunklen Augen.

Sie sah ihm nach, als er durch den Salon schritt bis zum Platze der Gräfin. Sie wußte selbst nicht warum, aber sie beobachtete die Begrüßung zwischen den beiden schärfer, aufmerksamer — vielleicht nur, weil dieser Nachzügler ihr mehr aufgefallen war wie die übrigen Gäste, die schnell hintereinander gekommen waren.

Dabei glaubte sie zu bemerken, daß die Gräfin sich ihm gegenüber nachlässiger, vertraulicher gab.

Merville hatte sich tief verneigt, die Gräfin sich kaum umgewendet, ihm über die Schulter die Hand hingereicht, nach dem Handkusse gleich wieder die Unterhaltung mit der neben ihr sitzenden älteren Dame aufgenommen.

War das wirklich Nachlässigkeit oder sollte damit etwas verschleiert werden?

Es blieb ihr keine Zeit, ihre Beobachtung fortzusetzen, denn Graf Waljanow trat zu ihr mit einem

hochgewachsenen blonden Herrn. Auf den ersten Blick erkannte sie, daß es ein Deutscher war.

Des Grafen Worte bestätigten dies. „Erlauben Sie, Frau v. Trebnitz — ein Landsmann von Ihnen, Herr Blohm, bat mich, ihn vorzustellen.“

Er verneigte sich und trat zurück. Die beiden blieben allein. Der Fremde wiederholte nochmals seinen Namen. „Blohm, einfach Felix Blohm. Ein schlichter Name für diesen Kreis, aber ein besonderer Wunsch war es, der mich veranlaßte, die Ehre Ihrer Bekanntschaft zu erbitten. Ich hörte, daß Sie unlängst aus Rußland zurückgekehrt seien. Ich gehe dorthin — zum ersten Male und wollte mich gern von einer Landsmännin ein bißchen unterrichten lassen. Sie denken vielleicht, der Mensch ist nicht recht gescheit, sucht im Walde nach einem Baum — doch das ist kein passender Vergleich, besser ganz einfach: in Deutschland nach einer Deutschen.“

Wirklich ein sonderbarer Mensch mit einer sonderbaren Art, mußte Sophie bei sich denken. Aber der Mann war ihr sympathisch, sie fühlte sich angeheimelt.

„Was führt Sie nach Rußland?“ fragte sie.

„Was mich nach Rußland führt? Eigentlich ist das ein Geheimnis. Doch der Botschaftsrat kennt es, ich bin an ihn empfohlen, er soll mich weiterempfehlen. Ich suche nämlich Wasser —“

„Wasser!“ Sophie mußte lachen. „Und das glauben Sie nur in Rußland finden zu können?“

Er lachte mit. „Ich suche eben viel, sehr viel Wasser. Ich habe es auch schon gefunden, wenigstens auf der Landkarte. Ich will es mir jetzt ansehen. So halb und halb gehört es mir auch schon — meine Leute, die ich vorausgeschickt, haben es schon abgefangen, es sind nur noch ein paar Federstriche nötig. Dazu sollen mir die Empfehlungen des Grafen verhelfen.“

„Verzeihen Sie, ich begreife nicht recht, es ist wohl alles Scherz?“

„Doch nicht, gnädige Frau, sogar bitterer Ernst. Ich habe eine Menge Geld in das Wasser gesteckt, nun heißt es damit das andere Geld, das Gold, das auf dem Grunde dieses Wassers liegt, herausfischen. — Doch ich langweile Sie, habe auch noch nichts von Ihnen über Rußland gehört. Schlimme Gegend — was?“

„Ich habe keine Gelegenheit gehabt, diese Erfahrung zu machen —“

„Hätte ich mir denken können. Sie haben ja auch kein Wasser gesucht.“

Er sah sie so treuherzig an, daß sie wieder beide lachten.

Dann sprachen sie anderes, auch über Berlin. Sophie gestand, wie sie sich zurückgesehnt, wie sie glücklich sei, wieder hier zu sein.

„Kann ich mir denken, bin auch ganz verliebt in die Stadt, trotzdem ich erst seit einigen Jahren hier wohne. Ich stamme nämlich aus — doch Sie werden mich auslachen!“

Sophie wehrte ab, lachte aber wirklich herzlich dabei.

„Also aus Siegen. Sie kennen das Nest wohl gar nicht? Hatte in der Umgegend ein paar Gruben, machten mir aber keinen Spaß mehr. Erze geben zu viel Staub. Will es jetzt mit dem Wasser versuchen.“

Die Gäste brachen auf, auch Blohm mußte sich verabschieden.

„Soll ich in Rußland von Ihnen Grüße bestellen? Haben Sie dort niemand zurückgelassen, dem Sie einen Gruß schicken möchten?“

Er hatte ihre Hand, die sie ihm zum Abschied gereicht, in der seinen behalten und sah ihr forschend in die Augen.

„Welche Keckheit!“ dachte Sophie, entzog ihm jedoch die Hand nicht. Seine Worte hatten plötzlich ernst geklungen, es lag etwas so Herzliches darin, daß sie sich eigentümlich berührt fühlte.

Er fragte nochmals: „Also niemand, für den Sie einen Gruß haben?“

Sie zog ihre Hand zurück und sagte nur: „Glückliche Reise!“

„Darf ich sagen — auf Wiedersehen?“

Sie antwortete nicht, neigte nur mechanisch den Kopf.

Er verbeugte sich und ging.

Jemand berührte Sophies Arm, sie wendete sich und sah Gräfin Waljanowa neben sich.

Die Augen der Gräfin ruhten auf Sophies Gesicht, forschten darin. Lächelnd sagte sie: „Sie haben eine Eroberung gemacht. Der Mann ist ganz hin, ist sogar fortgelaufen, ohne mir adieu zu sagen.“

Sophie verstand nicht gleich. „Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen, Frau Gräfin —“

„Oh, Ihr Landsmann, den Namen habe ich vergessen, ich kann so schwer Namen behalten, besonders diese deutschen —“

Sophie schwieg. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie Blohm länger, als sie durfte, ihre Hand gelassen. „Jetzt verstehe ich. Herr Blohm — in der Tat, ein sonderbarer Herr. Er hat mir die ganze Zeit von Wasser gesprochen — ich habe nichts verstanden.“

Die Gräfin zog die Augenbrauen hoch. „Nehmen Sie das nicht so leicht! Bedenken Sie, ein Millionenmann — in Ihrer Lage —“

„Frau Gräfin!“

Sophie richtete sich auf, ihre Augen blitzten.

„Nun, nun — meine liebe Frau v. Trebnitz, ich

meine es gut.“ Sie lachte. „Ich habe Freude daran, ab und zu ein glückliches Paar zu sehen. Verzeihen Sie, wenn ich mich geirrt habe.“

Sie neigte den Kopf und ging fort, Sophie erregt zurücklassend.

Was hatte diese Frau gegen sie? Heute morgen, als sie wegen der Jungfer fragte, die absichtliche Kränkung — jetzt wieder. War sie ihr im Wege, wollte sie sie forthaben?

Xenia kam. „Sophie Karlowna, verzeihen Sie — die ganze Zeit hat mich Tante nicht von ihrer Seite gelassen. Doch was ist? Haben Sie Verdruß gehabt? Ich sah Sie mit dem Herrn plaudern, Sie schienen sich doch gut zu unterhalten. Und — das muß ich Ihnen noch sagen — man hat Sie so viel bewundert. Alle haben gesagt, wie schön Sie sind! Das weiß ich ja schon lange, war aber doch ganz stolz auf Sie. Auch Baron Merville — der schwarze Herr, ich glaube, er ist an die französische Botschaft hier empfohlen, gehört aber nicht dazu — wollte Ihnen vorgestellt werden, Tante meinte jedoch, man dürfe Sie nicht stören, Sie schienen so großes Vergnügen an Ihrem Landsmann zu finden.“

Sophie horchte auf. Sie verstand jetzt die Frau — das war Eifersucht. Doch sie mußte Xenia antworten. „Sie sind eine Schmeichlerin. Das kannte ich noch gar nicht an Ihnen. Herr Blohm — so hieß er ja wohl — hat so auf mich eingeredet, daß mir der Kopf ganz wirr wurde. Immer nur von Wasser sprach er, so daß ich schließlich zu verdursten glaubte. Am liebsten hätte ich ihn gebeten, mir ein Glas voll zu holen, er ließ mich aber kaum zu Worte kommen.“

„Nun sind Sie wieder lustig — das freut mich. Ich bin auch froh, daß Sie nicht, wie Tante gesagt,

an Ihrem Landsmann so großes Gefallen gefunden — ich machte mir schon allerlei Gedanken. Aber es ist ja alles Unsinn — nicht, Sophie Karlowna? Sie verlassen mich nicht, Sie bleiben immer bei mir?“

Sophie mußte lachen. „Bis Sie meiner überdrüssig sind oder bis —“

„Was?“

„Oder bis Ihnen jemand begegnet, der Ihnen besser gefällt als ich.“

„Ich verstehe nicht. Nie, niemals wird das geschehen!“

„Xenia — nichts verschwören, sonst sage ich, was ich heute beobachtet habe.“

„Was denn?“

„Wer war der hübsche junge Herr, mit dem Sie sich so eifrig unterhielten, der nicht von Ihrer Seite ging?“

Xenia wurde rot. „Sie dürfen so etwas nicht denken, denn Sie wissen doch —! Es ist ein Bekannter, ein Deutscher, Graf Prax. Er war im vorigen Jahre mit einigen Herren der deutschen Botschaft in Petersburg und bei uns auf dem Gute zu Gaste, um dann weiter zur Bärenjagd zu fahren.“

„So, so — ein Bekannter? Nun jedenfalls schien er sehr stark die Absicht zu haben, diese Bekanntschaft zu erneuern.“

„Ach, Sophie Karlowna —“

„Revanche, Xenia! Sie haben ja auch von mir gedacht, daß ich mich mit Herrn Blohm so ausgezeichnet unterhalten habe!“

Am nächsten Morgen wurde ausgeritten — die Gräfin, Xenia, Sophie, Graf Prax und Baron Merville.

Die Gräfin hatte ein graues Reitkleid an, sah sehr schick aus. Sie schien jedoch nicht in bester Laune zu

sein. Schon als Sophie und Xenia, ehe sie zum Tattersall fuhren, wo die Pferde bestiegen werden sollten, ins Frühstückzimmer kamen, hatte die Gräfin den Gruß Sophies kaum erwidert, diese nur gemustert. Mit hochgezogenen Augenbrauen wendete sie sich Xenia zu mit den Worten: „Siehst gut aus, Herzchen — hübsches Kostüm!“

Sie hatte Russisch gesprochen, so daß Sophie nicht alle Worte verstand.

Erst als die Gräfin deutsch hinzufügte: „Für junge Mädchen sehr nett, für eine Frau erscheint es mir nicht ganz passend,“ begriff sie, daß das ihr galt. Der Gräfin mißfiel ihr Reitanzug.

Mochte sie. Sophie hatte sich vorgenommen, sich nicht mehr aufregen zu lassen, sie hatte sich überlegt, daß die Macht auf seiten der Gräfin stand, diese, wenn sie wollte, ihr die Stellung, das Verweilen im Hause unmöglich machen konnte.

Also ruhig bleiben war am klügsten.

Sie tat denn auch so, als ob sie die Bemerkung nicht auf sich bezog, wurde auch später für ihre Zurückhaltung belohnt, denn als die Damen ins Auto stiegen, Sophie sich auf den Rücksitz setzen wollte, zog die Gräfin sie neben sich, plauderte während der Fahrt fast nur mit ihr und war wieder ganz Liebenswürdigkeit.

Neben der Gräfin ritt Baron Merville, Graf Prax hielt sich zu Xenia und Sophie.

Sie hatten kaum die Hälfte des Tiergartens durchritten, als die Gräfin sich auf dem Pferde halb umwendete. „Frau v. Trebnitz, sehen Sie doch, wer dort kommt! — Ist das Schicksal oder —“

Sophie achtete nicht auf die Spitze, die in den Worten der Gräfin lag, sie verstand nicht einmal, was jene meinen konnte, denn sie hatte nicht gesehen, daß

Felix Blohm ihnen entgegengeritten kam. Erst durch Xenia erhielt sie Aufklärung. „Dort kommt Ihr Verehrer, Sophie Karlowna, der Wassermensch —"

Xenia meinte es nicht böse, das wußte Sophie, aber so — von zwei Seiten angegriffen — fühlte sie, daß sie doch für einen Augenblick die Haltung verlor. Die Begrüßung mit Blohm, der inzwischen zu ihnen herangeritten war, fiel dadurch recht kühl aus.

Er hatte erst sein Pferd neben dem der Gräfin pariert, diese mit den Worten begrüßt: „Gestatten, Frau Gräfin, daß ich mich anschließe?", sich dann auf ein zustimmendes Kopfnicken Sophie und Xenia genähert, wobei er die Frage wiederholte: „Haben die Damen nichts dagegen?"

Sophie war wütend auf ihn. Warum kreuzte er von neuem ihren Weg, brachte sie in Verdacht, daß sie die Begegnung zwischen ihm und ihr verabredet hätte?

Sie hatte nur kurz seinen Gruß erwidert, der Ärger hielt noch an und preßte ihr die Frage heraus: „Wo kommen Sie denn her? Sie wollten doch abreisen?"

Er nahm das nicht übel auf, lachte und entgegnete: „Kolossales Glück gehabt, Depesche aus Brüssel hat mich zurückgehalten, muß noch ein paar Herren abwarten."

Sophie sah ein, man konnte dem Manne wirklich nicht böse sein. Selbst die halbe Unhöflichkeit, mit der sie gefragt, war an ihm abgeglitten. So ging sie wohl besser auf seinen Ton ein.

„Ist das ein so großes Glück, daß Sie aufgehalten worden sind? Sie wollten doch zu Ihrem Wasser?"

Blohm neigte sich ein wenig zu ihr herüber. „Ein kolossales Glück — gewiß!"

Sophie erschrak. Wieder wie am vergangenen Tage

fühlte sie sich eigen berührt, so daß sie fast verlegen wurde. Um das nicht aufkommen zu lassen, sagte sie: „So sagen Sie uns doch endlich, was es mit dem Wasser für eine Bewandtnis hat! Fräulein Lasarewa ist auch schon neugierig."

Er rückte sich im Sattel zurecht, über sein Gesicht huschte ein ernsterer Zug. „Ich soll Ihnen also einen geschäftlichen Vortrag halten. Nun, wie Sie befehlen. Ich habe in Rußland oder vielmehr in Finnland fast sämtliche Wasserfälle erworben, die will ich ausnützen, für elektrische Kraft ausnützen. Eine Gesellschaft ist schon gegründet, die mit mir zusammen die Geschichte bearbeiten wird. So — das ist alles. Viel zu prosaisch für die Damen."

Das war wirklich der Fall. Weder Sophie noch Xenia hatten ernstes Interesse an der Sache, sie konnten sich kaum einen rechten Begriff davon machen, und da die Gräfin und Merville vor ihnen die Pferde in Galopp gesetzt, schlugen die vier jetzt das gleiche Tempo ein, so daß sich eine weitere Unterhaltung vorläufig verbot.

Auch später, als sie wieder Schritt ritten, wurde wenig gesprochen. Xenia sowohl wie Sophie schienen von dem langen Galoppritt ein wenig erregt zu sein, Blohm war nachdenklich geworden.

Nur ab und zu fiel ein Wort, zu einer zusammenhängenden Unterhaltung kam es nicht mehr.

Erst beim Abschied im Tattersall, als Sophie eine Minute allein stand, auf die Gräfin und Xenia wartend, die noch mit Merville und Prax plauderten, schien Blohm diese Gelegenheit benützen zu wollen. Er sagte ganz plötzlich zu Sophie: „Können Sie sich vorstellen, gnädige Frau, daß ich die ganze Wassergeschichte wegwerfen möchte, nur — um nicht abreisen zu müssen?"

Sophie wollte ihn nicht verstehen. „So tun Sie

es doch! Oder fürchten Sie, daß Sie Ihr Geld, das Sie hineingesteckt, dann vielleicht verlieren können?"

Er sah ihr ernst ins Gesicht, schien mit sich zu kämpfen. „Nicht das Geld — trotzdem ich vor dem Gelde Achtung habe, denn ein Bürgerlicher, ein Industrieller denkt darüber anders als der hohe Adel — nein, das Geld würde ich auch nicht verlieren, aber ich würde mich schämen, eine Sache, die ich einmal in die Hand genommen, nicht auch durchzuführen. Etwas anderes ist es. Zum ersten Male im Leben bin ich unsicher geworden, ob ich das, was mich jetzt beschäftigt — seit kurzem, seit gestern — werde erringen können. Ein Zweifel, der mich quält, ob ich nicht zu hohes Spiel wage, für einen Bürgerlichen zu hohes. Es ist kein industrielles Unternehmen wie die andere Sache, es handelt sich nicht um Wasser, es handelt sich um — Blut!"

Sophie blieb stumm. Wollte der Mann ihr hier zwischen Stall und Straße einen Antrag machen?

Wirklich ein wunderlicher Mensch! Trotzdem — vom ersten Augenblick an hatte er ihr gefallen, das konnte sie nicht leugnen. Aber andere Bilder hatten sich zwischen sie und ihn geschoben: jener alte Mann, dem sie entschlossen gewesen war, ihre Hand zu reichen, der ihr wie ein Retter erschienen, jener Mann, der sie dann enttäuscht, erniedrigt — und jener andere, den sie zu lieben geglaubt, vielleicht wirklich geliebt hatte, der sie dann noch bitterer enttäuscht. Nicht ein drittes Mal wollte sie das durchleben, wenn sich ihr hier vielleicht auch das ersehnte Glück bot.

Noch etwas, eine feine Scham, hielt sie ab, ein Wort zu sprechen.

Der hier vor ihr stand, glaubte gewiß, daß sie von adeliger Geburt sei, denn was er gesagt, ließ sie dies

erkennen. Deshalb zögerte er, offen zu sprechen, ihr seinen bürgerlichen Namen anzubieten, und wurde doch wohl nur von dem Gedanken getrieben, daß er, der Bürgerliche, sich mit seinem Gelde eine adelige Frau erringen, seine Lebensstellung dadurch erhöhen konnte. Wie oft war so etwas geschehen, wie oft hatte sie davon sprechen gehört. Und nun sollte sie ihm sagen: Ich bin eine Bürgerliche wie Sie, nur von Adel erst durch meine Heirat! Würde ihn das nicht abkühlen, sie wieder eine Täuschung erleben?

„Sie antworten mir nicht, gnädige Frau?"

Sophie sagte nichts, sie konnte nichts sagen. Alle die Bedenken, die in ihr aufstiegen, hielten sie fest.

Es war auch schon zu spät, denn Xenia rief zu ihnen hinüber: „Adieu, Herr Blohm! — Kommen Sie, Sophie Karlowna, Tante will nach Hause."

Sophie sagte also nur: „Leben Sie wohl — glückliche Reise!"

Er verbeugte sich schweigend.

Sophie sah auch nicht zurück, als sie im Auto saß.

Am nächsten Morgen kam Blohm nicht zum Ausritt. Er war also wohl abgereist — die Sache damit zu Ende.

Erst nach einigen weiteren Tagen wurde Sophie wieder an ihn erinnert. Die Zofe brachte ihr ein dickes Kuvert und sagte: „Ein Telegramm für gnädige Frau."

Verwundert sah Sophie auf. Ein Telegramm? Das war ja ein Paket!

Sie öffnete schnell das große Kuvert, suchte nach der Unterschrift und siehe da — Felix Blohm.

Dann las sie: „Gnädige Frau! Ich habe Berlin verlassen. Sie sagten mir lebewohl. Sollte das ein Abschied sein, ein Abschied für immer? Haben Sie

mich nicht verstanden, wollten Sie mich nicht verstehen? Wenn dies der Fall, dann habe ich nicht das Recht, Ihnen diese Worte zu schicken, dann — Aber ich bitte Sie trotzdem, gönnen Sie mir einen Augenblick, lesen Sie zu Ende. Vielleicht ist's zu kühn, Ihnen meinen bürgerlichen Namen anzubieten. Das wollte ich tun. Fand, als ich mit bangem Herzen vor Ihnen stand, aber nicht den Mut, offen auszusprechen, was mich bewegte. Erst aus der Entfernung wage ich es, bin ich kühner. Ich richte also die Frage an Sie: Bin ich entlassen, habe ich nichts mehr zu hoffen? Gnädige Frau — ich kann nicht bitten, habe es nie getan, will mir auch das Glück nicht erbetteln. Es muß mir entgegenkommen, sich mir stellen, denn nur so kann es ein ganzes, volles Glück werden. Ein Wort von Ihnen, ein gutes Wort, und ich bin wieder dort, ich will die kleine Hand, nach der ich mich sehne, fassen, festhalten mein Leben lang. Also, darf ich sagen: Auf Wiedersehen — oder nicht? Ein Fahrplan liegt vor mir. Darin studiere ich die Zeit, die Stunden, die Minuten, in denen mich Ihre Antwort erreichen — die Zeit, die Stunden, die Minuten, in denen ich wieder dort sein kann. In tiefster Hochachtung Felix Blohm. Adresse: Deutsches Konsulat Helsingfors, Finnland."

Sophie hatte gelesen, hielt die Blätter noch in der Hand. So sonderbar wie alles, was er gesprochen, war dieses Telegramm. Was sollte sie tun?

Ein Gedanke flog ihr durch den Kopf, ein Gedanke, über den sie lachen mußte: Wenn doch Baumeister hier wäre, er könnte raten!

Zu einem Entschluß kam sie nicht. All das, was sie gedacht, drängte sich ihr auf. Sie hatte auch keine Zeit mehr, mußte sich fertig machen, Xenia würde gleich kommen, sie wollten ausgehen.

Es klopfte auch schon. Xenia rief durch die Türspalte: „Sophie Karlowna, sind Sie fertig?“

„Gleich, gleich!“

Sophie verschloß schnell die Papiere, griff nach Hut und Umhang. Ein Blick in den Spiegel — dann war sie fertig.

Unterwegs war Sophie fast lustig. Sie kam sich vor wie vor einer verschlossenen Kiste, von der man ihr gesagt, daß das Glück darin enthalten sei, vor der man aber doch noch zögert, aufzusperren, es herauszuholen, immer noch bange, ob es auch wirklich das echte Glück sei, ob es nicht wieder fortlaufen könnte.

Daran mußte sie denken, das stimmte sie froh. Sie lachte mit Xenia, kam auf den Grafen Prax zu sprechen. Es wäre doch nett, wenn sich das Mädel tüchtig verliebte, dann würde es schon die ekelhaften Schrullen vergessen. Es war ja schon in der kurzen Zeit hier in Berlin anders geworden, Xenia zeigte für alles Interesse.

Aber von Graf Prax wollte sie nichts hören. „Lassen Sie das!“ unterbrach sie Sophie. „Nein, diese Leipziger Straße! So was haben wir doch in Petersburg nicht!“

Die Schaufenster strahlten, oben auf den Dächern, an den Fassaden glänzten die elektrischen Lichter — man ging wie in einem Flammenmeer.

„Wirklich reizend!“ fuhr sie fort.

„Wer? Graf Prax?“

„Ach, Sophie Karlowna, Sie sollen doch nicht —“

Sie gingen in die Konditorei von Hilbrich. Xenia staunte, daß man das tun dürfe, zwei Damen ohne Begleitung!

Auch Wertheim besuchten sie. Xenia wollte gar nicht mehr heraus.

„Schade, daß wir nicht ordentlich Geld eingesteckt haben, ich möchte recht viel kaufen. — Also morgen!“

Als sie herauskamen, trafen sie vor der Tür des Warenhauses den Grafen Prax.

Er trat auf sie zu und begrüßte sie.

Xenia fragte: „Woher kommen Sie denn? Wollen Sie sich etwas kaufen, sollen wir Ihnen suchen helfen?“

Der Graf wurde ein wenig verlegen. Er lachte. „Nein, besten Dank, ich habe nichts mehr zu suchen — ich habe schon gefunden.“

Xenia schüttelte den Kopf. „Wie merkwürdig, daß wir hier zusammentreffen — unter den Tausenden von Menschen!“

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie beim Frühritt davon gesprochen hatte, sie wolle sich nachmittags mit Frau v. Trebnitz Berlin ansehen, Wertheim besuchen. Sie bekam einen roten Kopf. Da hatte sie ja förmlich eine Zusammenkunft mit dem Herrn verabredet! Was mußte der sich denken!

Sie wurde noch verlegener, als Sophie leise ihren Arm drückte.

Der Graf begleitete die Damen bis in die Wilhelmstraße, bis vor die Tür des Hauses.

Als er sich verabschiedet, ging er leise pfeifend die Linden entlang. Er hatte noch herausgebracht, daß Gräfin Waljanowa mit Xenia und Sophie heute in der Oper sein würde. Da mußte er sich schnell eine Karte verschaffen.

Sophie hatte bisher auf den Depeschenbrief Blohms nicht geantwortet, sie war gar nicht dazu gekommen, nicht einmal zum richtigen Nachdenken. Jetzt erst, in der Nacht, in der Stille ihres Zimmers glaubte sie überlegen zu können.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, nahm die Blätter heraus, wollte nochmals lesen.

Als sie an die Stelle kam: „vielleicht ist's zu kühn, Ihnen meinen bürgerlichen Namen anzubieten“, warf sie die Papiere von sich, daß das eine dahin, das andere dorthin flog, stand auf und ging erregt im Zimmer umher.

Da war es ja — die Betonung des bürgerlichen Namens!

Wenn sie ihm nun sagte, daß sie nicht von Adel sei, würde er sich wieder zurückziehen. Sie stand von neuem gedemütigt da.

Zwischendurch kamen wieder die Zweifel, ob sie sich nicht doch täuschte, dabei das Erkennen, daß ihr der Mann in seiner Eigenart, mit seinen Schrullen wirklich lieb geworden war.

Wenn ihr nur jemand raten könnte, sie sich aussprechen dürfte! Die Schwester? Sie schämte sich vor ihr. Aber wenn sie das auch überwinden wollte, was konnte Elsa ihr raten? Die kannte das Leben nicht, kannte den Mann nicht.

Wieder wanderten ihre Gedanken zu Baumeister. Wenn er doch hier wäre!

Gleich hinterher schlug sie sich vor den Kopf. Wie konnte sie einen Augenblick daran denken, einen Mann um Rat zu fragen, der selbst in sie verliebt war!

Vielleicht war es das beste, Blohm offen zu schreiben, was sie gedacht und noch dachte.

Wenn sie ihn falsch beurteilt, was schadete es dann? Er würde darüber hinwegkommen.

Wenn es anders wäre, wenn sie recht hätte, ließ er sich wohl nicht mehr vor ihr blicken. Das wäre dann auch gut so — niemand würde etwas erfahren.

Sie setzte sich an den Schreibtisch.

„Geehrter Herr!“

Die beiden Worte standen rasch auf dem Papier. Weiter aber kam sie nicht. Es war doch schwerer, als sie sich vorgestellt.

Sie saß da, kritzelte mit der Feder hin und her, bis der Briefbogen verdorben war.

Sie mußte ein anderes Blatt nehmen, gewann Zeit, konnte die zwei Worte von neuem schreiben.

Da standen sie wieder: „Geehrter Herr!“

Sie schienen sie zu verhöhnen.

Sie warf die Feder fort. Nein — das ging nicht!

Wieder ein Spaziergang durch das Zimmer.

Plötzlich glaubte sie gefunden zu haben, was sie suchte. Wieder saß sie im Schreibsessel, die Feder flog nur so.

Sie wollte, als sie fertig war, nicht lesen, was sie geschrieben. Es war ja wohl doch krauses Zeug. Nur den Schluß überflog sie: „Das war es, was ich Ihnen sagen mußte. Ich zürne Ihnen nicht, wenn es so ist, wie ich gedacht. Nur eines erbitte ich von Ihnen: kein Wiedersehen dann!“

Sie steckte den Bogen hastig in den Umschlag, schrieb die Adresse. Gleich am nächsten Morgen sollte der Brief in den Postkasten.

Im Hause des Botschaftsrats Waljanow sollte der erste Ball in der Saison stattfinden. Schon ehe Sophie und Xenia angekommen, waren die Einladungen ausgeschickt worden, die Gräfin hatte aber vergessen, den beiden Damen davon zu sprechen, erst am letzten Tage vor dem Balle beim Frühstück erfuhren sie davon.

„Richtig — ihr wißt's ja noch nicht! Ich habe es wirklich ganz vergessen. Morgen gebe ich einen Ball. Ich hatte erst an ein Kostümfest gedacht. Aber dazu

ist es noch zu früh. Also ein schlichter Ball. Mach dich recht hübsch, Xenia!“ Sie sah zu Sophie hinüber. „Sind Sie darauf eingerichtet, Frau v. Trebnitz?“

Wieder ein Stich nach Art der Gräfin.

Sophie nahm es schon gar nicht mehr übel, sie hatte auch andere Gedanken im Kopf — heute oder morgen mußte Blohm ihren Brief haben. Sie antwortete gelassen: „Ich werde schon etwas finden.“

Xenia war nicht so ruhig. „Aber Tante, warum hast du das nicht früher gesagt!“

„Sie brauchen doch nur in den Schrank zu greifen, Xenia,“ sagte Sophie. „Sie haben doch Ihre Petersburger Toiletten. Ein paar Kleinigkeiten, die fehlen sollten, finden wir schon noch. Vierundzwanzig Stunden sind für Berlin eine lange Zeit. Man schafft Ihnen, was Sie sich nur wünschen. Ich kenne mich hier doch aus.“

Und wirklich war bald alles in Ordnung.

Am Abend des Balles sahen beide strahlend schön aus, so daß Gräfin Waljanowa in die Hände klatschte.

„Sehr schick, sehr nett, Xenia!“ Über Sophie gingen ihre Blicke schneller hinweg, sie war wohl ein wenig neidisch.

An Xenias Toilette studierte sie förmlich herum. Unterkleid von plissiertem, elfenbeinfarbigem Seidenmusselin, Überkleid von broschiertem Atlas, durch eine große Perlenschnalle zusammengeschlossen. Die halblangen Ärmel mit Perlquasten verziert, im Gürtel weiße Rosen, im Haar einen Goldreifen.

„Wirklich sehr hübsch, sehr duftig!“ wiederholte die Gräfin.

Heimlich musterte sie dann Sophie genauer. Unterkleid von weißem Tüll, ein vorn gespaltenes seidenes Überkleid, über der kurzen Taille schwarze Spitzen-

bretellen, ein breiter silbergestickter Gürtel, darin weiße Kamelien.

Die Gräfin wurde mißlaunig. Trotz ihrer Brillanten mußte sie sich eingestehen, daß Sophie vornehmer wie sie aussah.

Graf Prax kam zu Xenia und Sophie. Er hatte sich Xenias Tanzkarte bemächtigt, lächelnd bei allen Tänzen seinen Namen geschrieben: Walzer, Rheinländer, Twostep, Quadrille — alle hatte er für sich mit Beschlag belegt.

Als er die Tanzkarte zurückgab, errötete Xenia bis über den schlanken Hals. „Was haben Sie da gemacht, Graf? Ich tanze überhaupt nicht —“

Er bekam einen Schreck. „Sie scherzen! Sie haben doch eine Tanzkarte, das ist doch nicht —“

Sophie vermittelte. „Natürlich tanzt Xenia. Nur den Twostep fürchtet sie, den werden Sie ihr durchlassen müssen.“

„Darf ich dann den Vorzug haben?“

Sophie sah schnell Xenia ins Gesicht, flüsterte ihr leise ein Wort zu. Xenia beugte den Kopf.

Am Abend vorher, als sie von ihrem Ausgang zurückgekommen waren, hatte Xenia plötzlich zu Sophie gesagt: „Sophie Karlowna, tanzen werde ich nicht. Sie wissen, das darf ich nicht, ich habe doch —“

„Was haben Sie?“

„Aber, Sophie Karlowna, wie können Sie so fragen? Ich habe doch Trauer!“

Sophie hatte Xenia an sich gezogen, ganz fest in ihre Arme geschlossen. So hatten sie wohl eine Stunde gesessen, Sophie hatte gesprochen, Xenia sie angehört.

Das hatte noch einmal so kommen müssen.

Wenn auch Xenia in der neuen Umgebung von ihren krankhaften Anwandlungen erlöst zu sein schien,

war es doch gut, daß sich Sophie nochmals Gelegenheit bot, Auskehr zu halten.

Warme, herzliche Worte hatte sie gefunden, viel bessere, viel überzeugendere als damals in Rußland, als sie, selbst von Angst und Furcht befallen, nur daran gedacht, wie sie fortkommen könnte. Auch ein wenig Scherz hatte mithelfen müssen. „Xenia, vergessen Sie den hübschen Grafen? Sie machen ihn todunglücklich, wenn —"

Xenia, die erst viele Tränen vergossen, hatte Sophie den Mund mit einem Kusse verschlossen. „Ach, Sophie Karlowna!"

Nun heute wieder dieser Rückfall!

Es war auch schon vorüber. Xenia reichte Prax die Hand. „So muß ich wohl. Frau v. Trebnitz ist so streng, ich muß gehorchen!"

Prax war selig. Am liebsten wäre er Sophie um den Hals gefallen.

Sophie sagte nichts mehr. Alles weitere mußte sie dem jungen Grafen überlassen. Er würde schon dafür sorgen, in Xenia die alten Gedanken nicht wieder aufkommen zu lassen.

Sie entfernte sich langsam von den beiden, sah sich die übrige Gesellschaft an. Ausschließlich erste Kreise, hoher und höchster Adel — nichts von einem „geehrten Publikum", das auf Zirkusanzeigen immer hinterher hinkt.

Über diesen Gedanken mußte sie lachen. Sie hatte ja einen Schritt getan, durch den sie vielleicht auch bald zum „geehrten Publikum" gehören würde.

Ein klein wenig drückte das auf ihren Stolz. Sie sollte ihren Namen vertauschen mit einem bürgerlichen, nicht mehr Frau Sophie v. Trebnitz sein, eine einfache Frau Blohm werden!

Welch klangloser Name!

Selbst früher, als sie noch den Namen ihres Vaters führte, hatte sie auf Menschen, die so ähnlich hießen, mit Verachtung herabgesehen: Blohm — nicht besser wie Müller oder Schultze. In der Pension, auch später in Gesellschaften hatte man sie fast stets für ein adeliges Fräulein gehalten, sie sich in ihrer dummen Jugendlichkeit geschmeichelt gefühlt, sich gehütet, ein Wort dagegen zu sagen.

Dann war sie eine Frau Sophie v. Trebnitz geworden, eine wirkliche Adelige, die in die höchsten Kreise paßte.

Von all dem Glanz, der sie umgeben, in den sie sich gehüllt, war freilich nur der Name geblieben. Auch nach all dem Gräßlichen, was geschehen, war er aber doch ein Stab, auf den sie sich hatte stützen können, der ihr das vornehme Haus geöffnet, der ihr jetzt —

Wenn nun wahr wäre, was sie gedacht, daß nur ihr Name den Bürgerlichen verlockt, daß alles aus und vorbei sein würde, wenn jener erfuhr —

In diesem Augenblick wußte er vielleicht schon, war zufrieden, daß er sich noch nicht gebunden, sie ihm in ihrem Brief seine Freiheit zurückgegeben hatte.

Da konnte sie nun mit ihrem adeligen Namen weiter die Gesellschaftsdame spielen, sich die Launen der Gräfin gefallen lassen!

Aber auch ein anderes Empfinden fühlte sie im Innern, ein Empfinden, das sich schon einmal leise geregt, das an Stärke gewonnen hatte. Der Mann mit dem schlichten Namen ist dir lieb geworden, du sehnst dich nach ihm, du würdest unglücklich sein, wenn er nicht käme und dir lachend, mit seinem guten Lachen, die Hand hinhielte und sagte: „Aber Gnädigste, haben Sie mich wirklich für so klein gehalten?“

Warum hatte sie geschrieben, so geschrieben, wie

sie es getan? Mußte er ihr nicht doch böse sein, sie verachten für das, was sie über ihn gedacht? Stimmte das zu ihm, zu seiner Art?

Es wurde ihr heiß, die Luft im Saal, die Musik erschienen ihr plötzlich unerträglich.

Sie hatte halb hinter einer Portiere verborgen gestanden, damit sie niemand sähe, sie nicht zum Tanz aufgefordert würde. Jetzt überflog sie mit den Blicken den Saal, um einen Raum zu suchen, sich durchzuschleichen. Sie wollte auf den Korridor oder in ihr Zimmer.

Sie kam auch gut hinaus, strebte schnell vorwärts, als plötzlich eine Tür am Ende des Ganges geöffnet wurde, Baron Merville aus dem Arbeitszimmer des Hausherrn herauskam.

Sophie wäre ihm gern ausgewichen, denn sie mochte dem Manne, der immer so süßlich tat, sie mit halber Herablassung behandelte, von dessen Blicken sie sich vom ersten Augenblick an verletzt gefühlt, nicht begegnen. Er hatte sie wohl auch noch nicht gesehen. Wenn sie schnell zurücklief, entkam sie ihm vielleicht.

Aber etwas, was ihr auffiel, hielt sie fest.

Ein so sonderbares Benehmen zeigte der Baron. So vorsichtig hatte er die Tür des Kabinetts hinter sich zugezogen, war davor stehen geblieben und horchte nach der anderen Seite des Ganges hinunter, als ob er jemand von dorther erwarte.

Vielleicht die Gräfin?

Doch das war nicht möglich. Die Gräfin hatte sie noch gesehen, als sie den Saal verließ, die konnte von jener Seite nicht kommen.

Der Baron hatte sich auch schon gewendet und kam auf sie zu. Mit sorgsam behüteten Schritten schien er heranzuschleichen. Oder kam ihr das alles nur so vor?

Sie war stehen geblieben, denn ihr Zimmer hätte sie nicht mehr erreichen können, das lag hinter dem Arbeitszimmer des Grafen, sie hätte an Merville vorüber müssen. So drückte sie auf den Griff der Tür, vor der sie gerade stand, fand diese unverschlossen und schlüpfte schnell hindurch.

Sophie befand sich im Ankleidezimmer der Gräfin. Der Raum war erleuchtet. Auf einem Sofa lag die französische Kammerjungfer der Gräfin und las in einem Buche. Als die Tür geöffnet wurde, sprang sie auf. Sie hatte wohl geglaubt, daß die Gräfin käme.

Als sie Sophie sah, fragte sie verwundert, ob die Gräfin etwas vergessen habe.

Sophie war in Verlegenheit. Sie ärgerte sich auch über die Frage. Als ob sie eine Dienerin sei, die man geschickt hatte, etwas zu holen!

„Ich habe mich nur in der Tür geirrt," sagte sie, und auf die Gefahr hin, den Baron noch im Gang zu treffen, trat sie eilfertig hinaus.

Niemand war mehr zu sehen.

Sie ging in ihr Zimmer, setzte sich auf einen Stuhl und dachte nach.

Was konnte Merville im Arbeitszimmer des Botschaftsrats zu tun gehabt haben? Vielleicht eine Besprechung mit diesem? Aber jetzt — während des Balls? Den ganzen Tag über hätte er doch Zeit dazu gehabt, schließlich auch im Ballsaal Gelegenheit zu einem Wort gefunden.

Ihr war doch auch gewesen, als ob sie den Botschaftsrat, als sie den Saal verließ, dort gesehen hätte. Ganz richtig, jetzt erinnerte sie sich genau: der Graf hatte nicht weit von seiner Frau gestanden, mit einem älteren Offizier, einem General, geplaudert.

Sophie stand auf, netzte ihre Schläfen mit Kölnisch-

wasser und verließ ihr Zimmer. Sie wollte zurück in den Ballsaal gehen, nach Xenia sich umschauen.

Sie mußte sich auch dem Grafen Prax stellen, dem sie den Twostep zugesagt hatte.

Als sie über den Korridor ging, öffnete die Kammerfrau die Tür des Ankleidezimmers und steckte den Kopf heraus.

„Ah, Frau v. Trebnitz kommen noch einmal?“ fragte sie neugierig.

Sophie antwortete nicht und ging schnell an ihr vorüber.

Im Ballsaal war gerade eine Pause zu Ende, das Orchester begann die Musik zum Twostep, Sophie sah, wie Graf Prax suchend umherlief.

Gleich darauf stand er auch schon vor ihr. „Gnädige Frau, ich fürchtete schon —“

Sophie legte ihre Hand auf seinen Arm, der Tanz fing an.

Als sie fertig waren, bat Sophie: „Führen Sie mich, bitte, zu Fräulein Xenia!“

Der Graf war voller Eifer, es zu tun, seine Augen hatten schon den Saal abgesucht.

Sie fanden Xenia bei der Gräfin. Neben dieser eine auffallend hübsche, brünette Dame — Sophie kannte sie. Es war die berühmte russische Tänzerin Pawlowa, die sich in Berlin zu einem Gastspiel aufhielt.

Ein großer Kreis hatte sich um die drei Damen gebildet, so daß Sophie und Prax nicht gleich herankamen. Sie mußten warten, und Sophie sagte: „Wie schön sie ist!“

Prax sah Sophie an. Meinte sie Xenia, wollte sie das Gespräch auf diese bringen?

„Ich habe sie in Petersburg tanzen sehen — wunderbar!“

Prax begriff jetzt. „Madame Pawlowa? Ja, sie ist sehr apart!“ Er sah jedoch nicht zu der Tänzerin hin, sondern blickte auf Xenia.

Sophie lächelte in sich hinein und dachte: „Wenn es einem gelingt, Xenia zu bekehren, so ihm!“

Der Botschaftsrat näherte sich. Er führte einen Herrn heran. Einen mittelgroßen, schlanken, jungen Mann mit braungebranntem Gesicht, in dem ein Paar dunkle Augen von starker Energie zeugten.

Der Botschaftsrat stellte vor. „Gestatten Sie — Herr Galachow, unser kühner Luftheld, der morgen auf seinem Zweidecker die Reise nach Petersburg antritt. Haben Sie Grüße mitzugeben, gnädige Frau?“

In den Kreis war eine Bewegung gekommen. Die Näherstehenden hatten die Worte des Grafen gehört, man trat hinzu, um Galachow zu sehen.

Sophie benützte die Bewegung, um sich Xenia jetzt bemerkbar zu machen. Diese kam auch gleich zu ihr, Sophie sprach ein paar Worte mit ihr, ließ sie dann bei Prax und ging, als sie sich wieder unbeobachtet sah, zurück zu ihrem früheren Platz.

Langsam schritt sie durch den Saal, achtete nicht darauf, daß viele Blicke ihr folgten, ein paar Offiziere zusammen flüsterten, uneinig mit sich zu sein schienen, ob sie sich nicht vorstellen lassen, den nächsten Tanz erbitten könnten.

Das hatte sie doch bemerkt und wollte dem entgehen, lieber den kleinen Wintergarten aufsuchen. Der Tanz mußte gleich beginnen, dann war es dort wohl einsam.

Es war wieder eine große Unruhe in ihr, immerfort mußte sie an ihren Brief, den sie Blehm geschrieben, denken.

Mit diesem Gedanken, mit der Furcht, daß sie da-

mit alles verdorben, wuchs in ihr die Sehnsucht nach dem Manne, eine wirkliche, große Sehnsucht. Sie konnte sich nicht dagegen wehren.

Er war so anders wie diese ganze Gesellschaft um sie herum. Diese Gesellschaft, in der sie lebte.

Als was lebte?

„Mein Gott, was hast du denn? Es ist ja noch halbe Nacht, kaum neun Uhr! Im besten Schlafe hast du mich stören lassen, um drei gingen doch erst die letzten Gäste —“

Gräfin Waljanowa war sehr ungnädig. Im Schlafe gestört, kaum daß sie Zeit gehabt, einen Morgenrock überzuwerfen, hatte ihr Mann sie in sein Arbeitszimmer bitten lassen. Als sie ein paar Minuten gezögert, sich nicht gleich vom Bett trennen konnte, war er selbst an ihre Tür gekommen, hatte angeklopft und gebeten: „Olga, bitte, beeile dich, es ist etwas sehr Wichtiges —“

„Also — was ist denn geschehen? Lauf doch nicht so im Zimmer herum, das macht mich nervös! Erst hatte es solche Eile, und jetzt sprichst du nicht!“

Der Botschaftsrat blieb vor seiner Frau stehen. „Entschuldige, ich bin wirklich ein wenig erregt. Es handelt sich darum — mir ist ein wichtiges Papier aus meinem Arbeitszimmer verschwunden!“

„Ein Papier? Was für ein Papier? Aus deinem Arbeitszimmer? Was kann ich denn dabei machen?“

„Im Augenblick leider so wenig wie ich. Aber beraten können wir. Ich wollte deine Meinung hören.“

Sie blickte ihn erstaunt an. Das war ja etwas ganz Neues. Er wünschte ihren Rat, ihre Meinung!

Nie sonst sprach der Graf mit ihr ein Wort von seinen Geschäften, obgleich sie, wenn auch viel zu bequem, um sich ernsthaft mit Politik zu befassen, oft

versucht hatte, wenigstens ein bißchen Einblick zu gewinnen, eine oder die andere interessante Sache zu erhaschen.

„Also beraten wir. Was enthält das Papier?“

„Das tut nichts zur Sache.“

„Wie soll ich raten, wenn ich nichts weiß?“

„Doch, vielleicht kannst du es. Du sollst unauffällig die Dienerschaft befragen, ob jemand gestern während des Balles auf dem Korridor in der Nähe meines Arbeitszimmers gewesen ist. Du wirst schon wissen, wie du das anfängst.“

„Also ich soll den Detektiv für dich spielen? Eine hübsche Rolle! Erscheint mir aber nicht schwer. Ich hatte Luzie befohlen, mich in meinem Ankleidezimmer zu erwarten, um mich nach dem Balle auszukleiden. Wenn sie nicht geschlafen hat, muß sie gehört haben, ob jemand vorübergegangen ist. Neugierig ist sie auch. Also ich werde sogleich sehen, will dir sogar meine Ruhe opfern und nicht wieder zu Bett gehen.“ —

Nach einer halben Stunde kam Gräfin Waljanowa zurück. Sie schien sehr erregt.

„Ich habe wirklich Talent zum Detektiv,“ sagte sie triumphierend. „Ehe ich noch hier aus dem Zimmer ging, hatte ich schon so meinen Verdacht. Jetzt habe ich Gewißheit. Höre! Während der Ball im vollen Gange war, ist die Trebnitz plötzlich in mein Ankleidezimmer gekommen. Als Luzie sie gefragt, ob sie etwas wünsche, hat sie gesagt, sie habe sich in der Tür geirrt. Nach einer Weile hat Luzie sie von hier herkommen sehen.“

Der Botschaftsrat bewegte langsam den Kopf. „Die Trebnitz ist doch eine Deutsche. Das Papier hat kaum Interesse für —“

Die Gräfin zuckte ungeduldig mit den Schultern.

„Ich bin überzeugt, sie ist es gewesen. Vielleicht hat sie etwas anderes gesucht, hat aber dann genommen, was sie eben fand. Von vornherein war mir die Person verdächtig. Denk nicht weiter nach — sie hat es getan!“

„Wenn du so davon überzeugt bist, willst du mit ihr sprechen?“

„Gott soll mich bewahren, mich ihretwegen aufzuregen. Ich habe herausgefunden, was du gewünscht hast, das übrige überlasse ich dir. Das einzige, was ich noch tun will, da du doch so sehr jedes Aufsehen fürchtest, ist das, daß ich versuchen werde, sie dir herzuschicken.“

Graf Waljanow blieb sehr beunruhigt in seinem Zimmer zurück. Das konnte doch nicht sein! Wenn seine Frau sich täuschte, es wäre schrecklich —

Er machte einen Schritt nach der Tür und wollte die Gräfin zurückrufen, trat aber wieder zurück und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Die Mappe, die vor ihm lag, durchsuchte er wie vorher schon, auch alle Schubkästen zog er heraus, durchstöberte jeden Winkel, drehte jedes Papier um — nichts!

Plötzlich horchte er auf. Es hatte leise an der Tür geklopft.

Sophie trat ein. „Frau Gräfin hat mich ersucht, Ihnen im Vorübergehen dies abzugeben.“

Sie legte ein verschlossenes Kuvert auf den Schreibtisch und wollte wieder gehen.

„Bitte, einen Augenblick, Frau v. Trebnitz.“

Er war aufgestanden und trat so plötzlich auf sie zu, daß Sophie leise zusammenschrak. Sie dachte nichts anderes, als der Graf wolle ihr, dem Vorbilde seiner Verwandten folgend, irgend eine Schmeichelei sagen.

Er deutete sich ihren Schreck anders. Die Worte seiner Frau summten in seinem Kopfe. Das erregte

ihn, machte ihn gleichzeitig sicherer, so daß er alle Höflichkeit beiseite ließ.

Er faßte nach ihrer Hand und umspannte fest ihr Handgelenk. „Frau v. Trebnitz — Sie erschrecken? Ist es möglich, ist es wahr, haben Sie wirklich —"

Sophie starrte ihn mit weitaufgerissenen Augen an. Was wollte der Mann von ihr? Sie suchte sich von ihm zu befreien, ihren Arm aus seinen Fingern zu zerren.

Das brachte ihn zu sich. Er ließ ihre Hand los. „Frau v. Trebnitz, ersparen Sie sich und mir weitere Worte. Geben Sie mir das Papier zurück. Ich will alles vergessen, nichts soll geschehen —"

Sie war noch immer fassungslos. „Ein Papier? Welches Papier?"

Sie leugnete also. Das brachte ihn von neuem auf. „Frau v. Trebnitz — mit wenig Worten: Aus diesem Zimmer ist seit gestern abend ein Papier verschwunden. Sie sind hier im Zimmer gewesen, man hat Sie gesehen. Sie können doch nicht leugnen!"

Er wartete ein paar Sekunden.

Sie antwortete nicht, hielt die Hände vor das Gesicht gepreßt, ihr ganzer Körper bebte.

Der Botschaftsrat fühlte Mitleid mit ihr. Aber seine Sache war wichtiger, er mußte zu Ende kommen. Er versuchte milder zu sprechen, fast klang es wie eine Bitte: „Geben Sie mir das Papier heraus! Es soll dann alles gut sein!"

Sie rang sich die Worte ab: „Ich bin nicht in diesem Zimmer gewesen, weiß von keinem Papier —"

Er trat heftig mit dem Fuße auf. „Frau v. Trebnitz, zwingen Sie mich nicht, andere Schritte zu tun. Ich bitte Sie, darauf gefaßt zu sein."

Sophie antwortete nicht, sondern stürzte aus dem

Zimmer. Auf dem Gange blieb sie eine Weile stehen und sah mit leeren Augen um sich. Was hatte sie tun wollen? Was war geschehen?

Ein Geräusch störte sie auf. Sie floh in ihr Zimmer. Hier versuchte sie zu denken. Sie hatte das Gefühl, als ob sie in einem Kerker wäre, keinen freien Willen mehr habe, keinen Schritt mehr tun dürfe.

Sie sollte etwas genommen haben, ein Papier! Man wollte sie einsperren!

Sie fühlte, wie etwas ihre Brust einengte, daß sie kaum atmen konnte.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke. Vielleicht konnte sie noch fliehen.

Auf den Zehenspitzen schlich sie zurück an die Tür, drückte dagegen. Die Tür gab nach.

Scheu sah sie sich um. Alles blieb still.

Ihre Blicke irrten ins Zimmer zurück. Was wollte sie noch? Warum war sie nicht schon fort? Jeden Augenblick konnte man kommen —

Etwas hatte sie vergessen. Das hielt sie zurück. Ihre Augen suchten Mantel und Hut — sie konnte doch nicht unbekleidet auf die Straße.

Sie riß die Sachen von den Haken, mit bebenden Fingern zog sie den Mantel an, setzte den Hut auf.

Niemand begegnete ihr, nur der Portier am Ausgang verneigte sich tief, als sie vorüberkam.

Sie war aus dem Hause — frei!

Eine Weile lief sie vorwärts, ohne zu denken, ohne zu überlegen, nur fühlen wollte sie, daß sie niemand hielt, die bange Furcht, daß man ihr folge, loswerden.

Es war kälter geworden, ein starker Wind wehte, der die Blätter von den Bäumen fegte. Es raschelte, wenn ihr Fuß das gefallene Laub berührte.

Das Geräusch brachte sie zu sich. Sie sah um sich.

Erst allmählich fand sie sich zurecht, erkannte den Tiergarten. Fast bis zum Großen Stern war sie gelaufen.

Sie blieb stehen. Ihr Kopf war wie zusammengepreßt.

Eine Dame mit zwei kleinen Mädchen kam ihr entgegen. Das brachte sie auf einen Gedanken. Zur Schwester — richtig, zur Schwester!

Sie war doch nicht schuldig, hatte nichts verbrochen. Vom Hause der Schwester aus mußte das klargestellt werden.

Sie kehrte um, lief den Weg wieder zurück. Aber der neu gefaßte Gedanke beruhigte sie nicht, andere Gedanken gesellten sich dazu. Sie sah deutlich vor sich, wie sie bei Elsa eintrat, die Schwester in Schreck und Furcht geriet, als sie hörte, was vorgefallen. Sie sah den Schwager vor sich stehen, hörte sein Fragen, sah sein zweifelndes Kopfschütteln.

Sie schrie auf. „Nein, das kann ich nicht! Nur diesem knöchernen Pedanten nicht gegenübertreten, er würde mich fortschicken, aus dem Hause weisen!“

Sie quälte ihr gemartertes Hirn, um etwas anderes zu finden.

Es war aus — sie hatte niemand in der Welt.

Ein paar Leute blieben stehen und sahen ihr nach. Sie nahm nichts wahr, jagte weiter, stand dann plötzlich mit einem Ruck still. Ein Name war in ihr erklungen, eine Gestalt vor ihre Augen getreten — Felix Blohm.

Ein verzerrtes Lächeln huschte über ihre Züge. Wo war er? Der Brief, ihr Brief — er hatte nicht darauf geantwortet, war nicht gekommen.

Und doch — eine kleine zage Hoffnung wollte sich in ihr regen.

Sie suchte sich zusammenzunehmen, nachzurechnen, an den Fingern die Tage abzuzählen, kam aber damit

nicht zurecht. Eine lange, unendlich lange Zeit schien ihr das her zu sein.

Das trieb sie weiter — ruhelos, hoffnungslos.

„Mein Gott,“ stöhnte sie, „wenn ich doch tot wäre!“

Ein neuer Gedanke. Erstaunt dachte sie dem nach. Tot! Warum war sie damals nicht von den russischen Bauern erschlagen worden — längst hätte sie jetzt Ruhe!

Aber es war noch nicht zu spät. Sie konnte doch —

Der Gedanke packte sie, setzte sich in ihr fest. Sterben, sterben — nur das eine Wort dachte sie noch, das bohrte in ihrem Kopf, hatte alle Schrecken verloren, brachte ihr Erlösung.

Sie eilte weiter. Neben ihr her lief ein Zaun, ein Geländer — erst jetzt entdeckte sie es, blieb stehen.

Unter ihr floß Wasser. Ihre Hände hatten das Geländer umspannt, tief beugte sie sich darüber.

Sie glaubte hinter sich einen Ruf, einen Schrei zu hören, fühlte dann etwas Kaltes, das um sie her wallte, aufspritzte — ihre Sinne schwanden.

„Das ist ja eine allerliebste Geschichte, in die wir da hineingeraten sind!“

Der Botschaftsrat Waljanow sprach sehr erregt, er war, ohne anzuklopfen, in das Zimmer seiner Frau getreten, reichte ihr ein Zeitungsblatt und einen Umschlag hin.

„Bitte, lies!“

Die Gräfin griff zuerst nach dem aufgerissenen Umschlag, aus dem eine Karte heraussah — Baron Gaston de Merville. Der Baron empfahl sich mit ein paar kurzen Worten. Eine plötzliche Abberufung habe ihm nicht mehr Zeit gelassen, persönlich seinen Dank für die liebenswürdige Aufnahme abzustatten.

Gräfin Waljanowa hatte ein wenig die Farbe verloren, nur wie ein leichter Schein zuckte es über ihr Gesicht. Sie fragte ruhig: „Nun, was weiter?“

„Lies, bitte, die Abendzeitung. Hier — ich habe die Stelle angestrichen.“

Sie überflog die Zeilen und schrie laut auf. „Wie entsetzlich! Du glaubst wirklich, daß das die Trebnitz ist?“

„Ich glaube nicht nur, ich weiß es. Als ich die Zeitung erhielt, habe ich telephoniert. Es ist so. Der Arzt sagte mir, daß die Gerettete eine Frau v. Trebnitz sei. Sie hätte, als sie auf Augenblicke zu sich gekommen, ihren Namen genannt. Dann sei sie in Phantasien verfallen.“

„Und du glaubst, daß du ungerechten Verdacht gehabt hast?“

„Verzeihung — der Verdacht ging von dir aus. Doch wie dem auch sei, auch dies glaube ich nicht nur, sondern weiß es. Wir haben uns von Merville hinters Licht führen lassen.“

Die Gräfin erwiderte nichts. Sie dachte nur daran, daß sie, nachdem Sophie schon das Haus verlassen, von Luzie erfahren hatte, daß Merville an jenem Ballabend auf dem Korridor in der Nähe des Arbeitskabinetts gewesen sei.

Sie unterdrückte einen kleinen Seufzer. Darüber kam sie schon hinweg, auch über die Abreise des Barons, obgleich sie mit dem liebenswürdigen Mann gern geplaudert hatte. Was sie jetzt beschäftigte, war allein das Unrecht, das man Sophie zugefügt hatte.

Gräfin Waljanowa hatte ein weiches Herz — nicht immer, aber ab und zu machte sich das geltend. Sie empfand jetzt die Grausamkeit, mit der man eine Frau behandelt hatte, sie fühlte sich in ihrem Geschlechte verletzt.

„Ich werde sofort zu ihr fahren," sagte sie. „Man muß ihr eine glänzende Genugtuung geben!"

Ihr Mann wunderte sich gar nicht. Solch raschen Umschlag der Gesinnung war er an seiner Frau gewöhnt. Sie warf eine Kammerfrau zur Tür hinaus, schwor hoch und heilig, daß sie die Person nie mehr vor Augen haben wolle — eine Stunde später holte sie sie zurück, war ihres Lobes voll.

Er widersprach nicht und sagte nur: „Für heute ist es zu spät. Man läßt dich im Krankenhaus nicht mehr vor. Morgen vormittag —"

Die Tür wurde aufgerissen, Xenia stürzte aufgeregt herein. Sie war noch in Hut und Mantel, holte erst ein paarmal tief Atem, ehe sie sprechen konnte.

„Ich komme von Hellers. Wißt ihr schon? Wie schrecklich — ich bin ganz verzweifelt! Sophie — sie ist ins Wasser gestürzt, liegt im Krankenhaus. Ihre Schwester, Frau Professor Heller, ist jetzt bei ihr — sie war schon fort, ich traf sie nicht mehr zu Hause. Der Professor erzählte es mir, man hatte aus dem Krankenhause geschickt. — Mein Gott, wie ist das nur gekommen? Versteht ihr das? Was mag nur der armen Sophie geschehen sein?"

„Rege dich nicht auf, Xenia. Deine Tante fährt morgen ins Krankenhaus. Wenn es sich machen läßt, muß man Frau v. Trebnitz hierher schaffen, damit du sie pflegen kannst. Sei nur ruhig, nicht so verzweifelt — es wird schon alles wieder gut werden."

Die Stille des sonnendurchleuchteten Zimmers gehörte so ganz zu der bleichen Frau, die mit müden Augen auf die Blumen sah, die vor ihr auf dem Tische standen.

Ab und zu faßte ihre Hand nach einer Blüte, nahm

sie aus dem Glase, roch daran, stellte sie wieder an ihren Platz.

Eine so große Menge Blumen erfüllte das Zimmer mit ihrem Duft, daß Frau Professor Heller ängstlich gesagt hatte: „Du verträgst das noch nicht, Sophie, wirst ja ganz betäubt davon. Jeden Tag kommen neue Blumen, man weiß ja kaum noch, wohin damit.“

„Gib nur her, Elsa, ich freue mich daran — zur Nacht kann man sie wieder wegnehmen. Ich bin auch nicht mehr krank — will doch wieder etwas vom Leben haben.“

Frau Elsa hatte den Kopf geschüttelt und war gegangen. Sophie zog einen Stuhl an das Fenster und blickte hinaus auf die sonntagsstille Straße. Sie fühlte sich tief vereinsamt trotz aller Liebe, mit der sie die Schwester umhegte, trotz der fast scheuen Freundlichkeit, die der Professor zeigte.

Das war wohl ein melancholischer Nachlaß ihrer Krankheit, denn zu beklagen hatte sie sich nicht, das mußte sie sich eingestehen.

Nachdem sie von der Lungenentzündung genesen, war kein Tag vergangen, ohne daß Xenia gekommen wäre. Auch die Gräfin hatte sie besucht. So ganz anders war sie gewesen als früher in ihrem Hause, immer von neuem hatte sie gebeten, Sophie solle wieder zurückkommen zu ihnen.

Sophie hatte eingewilligt, und in wenigen Tagen sollte sie wieder in das Haus des Botschaftsrats einziehen.

Aus dem Krankenhause hatte Elsa sie gleich am Tag des Unglücks fortgeholt.

Und was für liebe Briefe hatte sie erhalten! Von Frau Lasarewa, von Baumeister, auch von Paul. Dieser hatte ihr sein Bild geschickt, das ihn als Pagen zeigte,

so herzlich dazu geschrieben, wie sehr er sich nach seiner Sophie Karlowna sehne. Alle hatten sie ihrer gedacht, am herzlichsten der Großpapa Safronow. Von ihm stammte auch ein Teil der Blumen, die sie täglich erhielt. Xenia hatte ihr das verraten. Auch sie selbst kam nie ohne einen Busch Rosen oder Nelken.

Alle hatten ihrer gedacht, alle — bis auf einen!

Von Felix Blohm war auf ihren Brief keine Antwort gekommen.

Oft hatte sie ihn in ihren Fieberträumen gesehen. Als sie genesen war, als sie wieder denken konnte, hatte ihr erster Gedanke ihm gegolten.

Vielleicht war er in den vielen Wochen ihrer Krankheit in Berlin gewesen. Aber Xenia hätte dann doch ein Wort gesagt.

Fragen wollte Sophie nicht. Nur nicht mit Worten daran rühren! Aber es wurde ihr schwer, denken zu müssen, daß sie ihn mit ihrem Geständnis verscheucht, daß er wirklich so klein und kläglich sein könnte, nur nach der adeligen Frau gestrebt hätte. Immer wieder redete sie sich vor, daß das nicht möglich sei, daß sie es auch damals nicht für möglich gehalten, als sie ihm den Brief geschrieben.

Das hatte sie doch nur getan, weil sie sich selbst noch nicht klar über ihre Gefühle gewesen, weil sie Zeit gewinnen, sich prüfen wollte.

Trotz aller Liebe, mit der sie sich umgeben sah, hatte sie das Empfinden, als ob es öde und leer um sie her sei.

Es klopfte, die Köchin kam herein, noch damit beschäftigt, die Bänder der eilig vorgesteckten weißen Schürze zuzuknüpfen. „Gnädige Frau, das Auto ist vorgefahren — die gnädige Komtesse ist schon auf der Treppe.“

„Gut, Anna. Lassen Sie sie nur herein.“

Xenia trat schnell durch die von Anna weit aufgesperrte Tür. Sie küßte Sophie herzlich. „Also heut geht's auf die Straße! Wieviel Monate sind es denn her, daß Sie das Zimmer nicht verlassen haben? Eine Luft ist draußen wie im Frühling. Jetzt im Februar! Bei uns zu Hause sitzen sie alle noch tief in Schnee und Eis. Aber Sie müssen sich doch warm anziehen, Sophie Karlowna, Sie kommen ja zum ersten Male ins Freie!“

Hellers waren umgezogen, von der Königgrätzer Straße in die Bambergerstraße. Schnell durchfuhr das Auto die stillere Gegend bis zum Tiergarten.

Es war Nachmittag, eine unübersehbare Menschenmenge füllte den schönen Park. Equipagen, Autos, Radfahrer sausten an ihnen vorüber, unausgesetzt ertönten die Huppen, schallten die Klingelzeichen — rechts und links gab es für die Augen so viel zu sehen, daß Xenia und Sophie schwiegen, das hübsche, lebensvolle Bild auf sich wirken ließen.

Unter den Linden der gleiche Trubel, dazu das typische Parfüm der Großstadt — der Duft von Veilchen, vermischt mit dem Geruch des Asphalts, ein Parfüm, das so vielen Berlinern unentbehrlich erscheint.

Die Welt hatte jetzt doch ein anderes Aussehen als in der Krankenstube. Sophie fühlte, wie das Blut schneller durch ihre Adern ging, wie sie wieder Freude empfand an dem Leben um sie her, die Lust zum Leben in ihr wuchs.

Wie hatte sie nur so Entsetzliches tun mögen! Sie war doch wohl schon krank und im Fieber gewesen!

Wenn sie gestorben wäre — der Gedanke daran erschien ihr jetzt unfaßbar.

Gestorben, tot, nicht mehr sein!

Sie war doch jung, durfte hoffen, hatte sich so

glücklich gefühlt, wieder in der Heimat zu sein! Auch wenn sie jetzt wieder in das Haus des Botschaftsrats zurückgehen mußte, sie blieb doch hier in Berlin, brauchte sich nicht mehr im fremden Lande herumstoßen zu lassen!

„Sophie — haben Sie gesehen?“

Aus ihren Träumen aufgescheucht, fragte Sophie verwirrt: „Was denn?“

Xenia deutete mit einer Kopfbewegung nach vorn. „Dort fuhr er eben an uns vorüber.“

Sophie sah einen Herrn auf einem Selbstkutschierer. Ihr Herz schlug heftiger — Blohm!

Kaum eine Sekunde dauerte die Täuschung. Nein — nicht er war's. Sein Bild hatte sich ihr nur so tief eingeprägt. Der hier vor ihr war ein Fremder. Sie konnte sich wenigstens seiner nicht erinnern. Die lange Krankheit hatte so vieles in ihr verwischt, eine unendlich lange Zeit schien ihr vergangen. Sie blickte fast teilnahmlos auf Xenia. Als sie jedoch sah, wie diese errötet war, kam ihr ein Erinnern. Sie mußte lächeln. „Graf Prax?“

Xenia nickte.

Sophie hatte den hübschen blonden Grafen vergessen gehabt, auch daß sie Xenia damals mit ihm geneckt. Vielleicht war inzwischen aus dem ersten unschuldigen Sichanschmachten Ernstes geworden. Wie gut wäre das! Dann würde Xenia bald ganz von ihrer Krankheil geheilt sein.

„Haben Sie den Grafen oft gesehen, während ich krank war?“ fragte sie.

„Er kommt häufig zu uns — zu Tantes Empfangstag. Wissen Sie, er singt sehr schön, wir haben zusammen musiziert —“

„Und?“

„Sonst nichts."

„Doch, Xenia! Vertrauen Sie mir nicht mehr?"

„Ich habe wirklich nichts zu vertrauen."

Sophie schwieg ein paar Sekunden, dann sagte sie: „Ich glaube, es lohnt nicht, daß ich noch zu Ihnen zurückkomme. Sie werden nun wohl bald wieder nach Rußland gehen."

Xenia erschrak heftig. „Aber warum denn? Es ist doch hier so hübsch! Ich bin so gern hier in Berlin —"

„Sind Sie wirklich gern hier, sehr gern?"

„Ja, sehr gern. Ich, ich — möchte nie mehr hier fort."

Dann war es wohl wirklich sehr ernst. Sophie sagte nichts weiter und bat, nach Hause zu fahren, sie fühle sich nun doch etwas ermüdet.

Als sie sich vor der Tür des Hellerschen Hauses verabschiedeten, ließ Xenia Sophies Hand nicht gleich los.

„Sie sind mir doch nicht böse, Sophie? Sie denken vielleicht — Ich habe aber wirklich nichts zu vertrauen, nur — ich möchte so gern hier bleiben. Wann kommen Sie zu uns zurück, wann darf ich Sie holen?"

„Soll ich wirklich noch kommen, werde ich nicht stören, wenn Sie musizieren?"

„Aber Sophie — wie schlecht Sie sind! Nein, Sie stören nicht. Albert — Graf Prax verehrt Sie so sehr —"

„Albert heißt er also? Nun gut, ich komme — morgen oder übermorgen. Ich muß mir doch den Gesang anhören. — Xenia, Xenia — Sie müssen es klüger anstellen, wenn Sie etwas verbergen wollen. Aber ich freue mich, freue mich so, daß ich Ihnen einen Kuß geben muß."

Der Abschied aus dem Hause ihrer Schwester erschien Sophie diesmal schwerer als das letzte Mal.

Sie hatte kennen gelernt, was es heißt, eine Stätte zu haben, wo man bleiben kann, wenn die Fremde uns mit rauher Faust anpackt.

Auch damals war ja die Schwester lieb zu ihr gewesen, aber Sophie hatte bei jedem Wort, das gesprochen wurde, Furcht empfunden, daß sie zur Last falle, in jeder Frage ein verstecktes Forschen gespürt, ob sie sich nicht bald nach etwas umsehen würde, um wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Sie hatte hinter der Schwester überall den mißbilligenden Blick des Schwagers zu sehen geglaubt, so daß sie aufgeatmet hatte, als sie endlich das Haus verlassen konnte.

All das war ausgelöscht — sie hatte sich jetzt so recht wie „zu Hause" gefühlt.

Auch das, was sie bei ihrem ersten Besuch bedrückt, was ihr kleinlich erschienen, hatte sich verwischt. Aus dem Kleinlichen war ein Trauliches, so recht Heimatliches geworden, so daß sie einen Augenblick sich fürchtete, wieder in die große Welt zurückzukehren.

Die ganze Familie war auf die Straße herabgekommen, als ob es auf eine weite Reise, nicht nur in eine andere Straße, in ein anderes Haus ginge.

Wie der Schwager besorgt war, ob sie auch warm genug angezogen sei, immerfort wiederholte, daß sie oft, recht oft kommen müsse!

Er stand regungslos da, als sie schon im Auto saß, schien ganz vergessen zu haben, daß er noch immer ihre Hand hielt. Erst als Xenia einsteigen wollte, die sich eben noch von Frau Professor Heller verabschiedet hatte, trat er zur Seite.

Als der Wagen schon die Straßenecke erreicht hatte und Sophie sich umwendete, um Elsa nochmals zuzuwinken, stand der Professor noch da, grüßte mit der

Hand. Das Haar auf seinem unbedeckten Kopfe wehte im Winde.

„Der Wassermensch, dieser Blohm, war heute auf der Botschaft, wollte mir seinen Dank aussprechen.“ Graf Waljanow sagte dies eines Tages beim Essen und fügte hinzu: „Er wird morgen zu deinem Empfangstag kommen, Olga, will dir guten Tag und zugleich lebewohl sagen, denn er geht auf längere Zeit nach Brüssel. Er hat übrigens von meiner Empfehlung Gebrauch gemacht, die Eltern in Petersburg besucht. Er brachte Grüße von ihnen mit.“

Die Gräfin erinnerte sich kaum noch. „So — so, der Blohm!“ sagte sie nur.

Sophie mußte sich erst sammeln, ehe sie wagte, aufzublicken. Sie sah nur in gleichgültige Mienen.

Auch Xenia schien den Namen vergessen zu haben. Sie sagte: „Mama kommt ja nun bald hier durch. Sie schrieb mir — so in vierzehn Tagen, drei Wochen. Großpapa wird sie begleiten, Papa kann noch nicht abkommen. Später wollen sie sich in Paris treffen, wo Papa einige Pferde laufen läßt.“

Die Gräfin fragte: „Bleibt es bei Cannes?“

„Ja, ich glaube. Mama hat nur geschrieben, daß sie, ehe sie weiterreist, hier noch ihren Arzt sprechen muß.“

Als man von Tisch aufstand, schlug die Gräfin vor: „Kinder, wollt ihr nicht eine Stunde in die Oper fahren? Es ist heut unser Tag. Ihr kommt zwar zu spät, das schadet aber nichts, ein paar Takte bekommt ihr schon noch zu hören.“

Xenia war gleich einverstanden. „Wollen Sie, Sophie?“ fragte sie. Sie nannte Frau v. Trebnitz nicht mehr Sophie Karlowna, denn auf ihrem Kranken-

bette hatte diese einmal gebeten, sie solle doch einfach Sophie sagen. Xenia hatte das sehr hübsch von ihr gefunden.

Sie fuhren also ins Opernhaus.

Als sie in die Loge traten, war der zweite Akt im Gange. Man gab den Tristan.

Im Zwischenakte besahen sie sich das Publikum — plötzlich zuckte Sophie zusammen. Unten im Parkett, in einer der ersten Reihen, stand Blohm.

Er hatte das Opernglas auf ihre Loge gerichtet. Sophie wendete sich schnell ab, ihr Herz schlug laut. Sie suchte sich zu beherrschen, etwas Gleichgültiges zu Xenia zu sagen.

Doch diese hatte Blohm auch schon bemerkt. „Sophie, sehen Sie doch! Ist das nicht — ja gewiß, der Wassermensch ist's, von dem Onkel heut bei Tisch sprach. Wenn er doch heraufkommen möchte! Wir könnten etwas von zu Hause hören."

Es fehlte nicht viel, so hätte Xenia Blohm einen Wink gegeben. Die Verbeugung, die Blohm jetzt machte, erwiderte sie jedenfalls mit lebhaftem Kopfnicken.

„Das wird er doch verstehen!" meinte sie lustig.

Sophie saß ganz steif da, nur ein wenig hatte sie bei dem Gruße den Kopf geneigt.

Blohm schien Xenias Gruß nicht verstanden zu haben, denn er blieb auf seinem Platze.

Der nächste Akt begann auch sofort. Unter der herrlichen Musik schien Blohm von Xenia vergessen zu sein. Nach dem Liebesfluch zitterte sie am ganzen Körper, hatte Tränen in den Augen.

Sophie meinte: „Wir wollen fort, Xenia, die Musik regt Sie zu sehr auf."

Auch Sophie selbst wollte fort. Sie wollte Blohm hier nicht gegenübertreten. Morgen, beim Empfang

der Gräfin, würde sie besser vorbereitet sein. Vielleicht konnte sie ihm auch ganz ausweichen.

Xenia hatte sich erhoben. „Ja, wir wollen nach Hause!“

Das Auto war noch nicht zur Stelle. Sie wanderten also die kurze Strecke bis zur Wilhelmstraße zu Fuß.

Fast schlaflos hatte Sophie die Nacht verbracht, immer wieder darüber gegrübelt, wie sie ein Zusammentreffen mit Blohm vermeiden könnte.

Das war nicht so leicht, denn sie mußte sich vor der Gräfin in acht nehmen.

Obgleich diese am Abend vorher sich kaum noch des Mannes erinnert, wenn Sophie heute am Empfangstage fortblieb, nachdem gestern bei Tisch davon gesprochen war, daß Blohm kommen würde, konnte die Gräfin leicht Auffälliges darin finden. Dann kam sie wohl auch darauf, daß sie damals mit Sophie fast in Streit geraten war. Das gab dann wieder zu allerlei Gedanken Anlaß.

Aber nicht das war die Hauptsache. Sophie fühlte, daß es sogar nur ein Vorwand war. Etwas anderes, Ernsteres, Tieferes wollte sich nicht zurückdrängen lassen: sie hatte sich nach dem Manne gesehnt, sich das eingestanden — mehr noch, viel mehr noch. An den Tag mußte sie zurückdenken, als Xenia sie zur ersten Ausfahrt abgeholt, als sie erst allein im Zimmer bei ihrer Schwester gesessen, sich an den Blumen erfreut, die man ihr geschickt, an der vielen Liebe, die man ihr gezeigt. Wie dann doch ihre Gedanken nur bei jenem geweilt, der sich von ihr abgewendet.

Sie schämte sich, daß sie nicht loskam, daß sie für sein Fernbleiben immer neue Gründe suchte, nicht wahr-

haben wollte, daß das, was sie gedacht, die Wahrheit sein könnte. Wenn es so wäre — dann wollte sie ihm erst recht gegenübertreten, ihm zeigen, wie wenig ihr an ihm gelegen sei.

Unter solchen Zweifeln verging der halbe Tag. Die ersten Besucher waren schon erschienen, und Sophie hatte sich noch nicht entschließen können, in den Salon zu gehen.

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie damit einen Verstoß beging, sie gehörte zum Hause, durfte nicht als letzte erscheinen. Schnell warf sie noch einen Blick in den Spiegel. Allem zum Trotz hatte sie sich mit großer Sorgfalt angezogen.

Er war noch nicht da, nur einige gleichgültige Damen und Herren. Jetzt aber öffnete der Diener fortwährend die Tür und rief neue Namen herein.

Bei jedem Male schrak Sophie zusammen, hörte kaum auf das, was die Baronin Mansfeld erzählte, eine alte Dame, die Sophie in ihr Herz geschlossen zu haben schien, sich jedesmal, wenn sie kam, gleich zu ihr setzte. Sophies Blicke waren auf die Tür gerichtet, mit atemloser Spannung suchte sie dem Diener, noch ehe er gerufen, den Namen von den Lippen abzulesen.

In eine Frage der Baronin hinein tönte der Name Blohm. Er trat ein, ging zur Gräfin.

Einige Minuten blieb er bei dieser stehen, dann wendete er sich zu Xenia, die mit Prax zusammen saß, verweilte etwas länger bei diesen. Xenia fragte wohl nach Petersburg. Dann verneigte er sich noch vor dieser und jener Gruppe — jetzt sah er sich im Salon um.

Ob er sie suchte?

Es schien so, denn er kam auf sie zu.

Sophie sah zur Seite. Die Baronin Mansfeld hatte

sich entfernt, ihre Zerstreutheit wohl übelgenommen. Sie saß im Augenblick ganz allein.

Das erfüllte sie mit Bangigkeit, sie glaubte sich nicht auf ihrem Sitze halten zu können, griff hilfesuchend nach der Lehne des neben ihr stehenden Stuhles.

Sie wurde aber nicht ohnmächtig, sie hörte ganz deutlich, was er sprach.

„Gnädige Frau haben mein Telegramm nicht beantwortet. Soll ich aus der Nichtbeantwortung entnehmen —"

Betroffen sah sie ihn an. Er sprach davon, daß er ihre Antwort nicht erhalten habe. Also deswegen war er nicht gekommen, er wußte nicht, daß sie ihm geschrieben hatte.

Wie war das möglich? Sie vergaß beinahe die Situation, in der sie sich im Augenblick befand, denn alle ihre Sinne waren auf den Brief gerichtet. So stieß sie heraus: „Sie haben meinen Brief nicht erhalten?"

Seine Augen wurden groß. Dann in seiner schnellen, lustigen Art, die ihr so an ihm gefiel, fragte er: „Sie haben geantwortet? Und ich armer Narr hätte mich fast aus Verzweiflung in meine eigenen Wasserfälle gestürzt! Aber nun ist ja alles wieder gut, jetzt —" Er stockte plötzlich. „Was haben Sie geschrieben?" fragte er beinahe rauh.

Konnte sie ihm das sagen, jetzt sagen — ihm, der mit leuchtenden Augen vor ihr stand?

Er fragte nochmals: „Was haben Sie geschrieben?" Seine Stimme zitterte jetzt. Es lag so viel Hoffnung, so viel freudiges Erwarten darin.

Sie konnte nicht, sie brachte es nicht über sich, die Wahrheit zu sagen, sie fühlte, daß sie ihn nicht mehr verlieren durfte.

Um sie herum das Summen der Unterhaltung, trotz des großen Kreises kein lauter gesprochenes Wort, nur ab und zu ein leises Auflachen, das Klirren eines Löffelchens, das Klingen einer Tasse, der Schritt des Dieners, der Tee und Gebäck herumreichte.

Sophie hatte plötzlich das Empfinden, als ob alle diese Menschen um sie herum nicht aus Wohlerzogenheit sich fast lautlos unterhielten, sondern als ob sie nur ihre Stimmen dämpften, um zu hören, was hier zwischen ihm und ihr gesprochen wurde.

„Sagen Sie mir doch, was Sie geschrieben haben, gnädige Frau!"

Sie sah ihn an, verstand im Augenblick, daß der Gedanke, der Verdacht, den sie gehabt, der ihr den unglückseligen Brief eingegeben, haltlos, sinnlos sei, daß dieser Mann anders dachte, anders fühlte, daß das Schicksal sie davor bewahrt hatte, ihm mit ihrer Offenbarung Schmerz zu bereiten.

Sie durfte ihm nicht die Wahrheit sagen — nicht jetzt, nicht hier, vielleicht später einmal.

Nur eine Frage wollte sie an ihn richten, ein wenig nur das Dunkel lüften, in dem sie sich trotz allem noch befand.

Ein kurzes Nachdenken, dann sagte sie: „Wissen Sie eigentlich, wie mein Mädchenname ist?" Schnell, ohne ihn zur Antwort kommen zu lassen, fügte sie hinzu: „Ich bin nur durch meine Heirat von Adel."

Ein staunendes Aufblicken, sekundenlange Stille, dann lachte er auf, fast laut, so daß man nun wirklich zu ihnen herübersah, wo so bürgerlich gelacht wurde.

Doch darum kümmerte sich Felix Blohm jetzt nicht. Er spürte gar nichts davon, er hatte Sophies Hand ergriffen und drückte seine Lippen darauf.

Als er den Kopf hob, sah sie, wie sein ganzes Gesicht freudig lachte.

„Wie bin ich so froh, daß der Druck endlich von mir genommen ist! Begreifen Sie das, gnädige Frau? Also eine Bürgerliche sind Sie, ich möchte Radschlagen vor Freude. Doch das darf ich hier nicht — verstehen tue ich's aber noch viel besser wie der spanische König. — Herrgott, was habe ich für Furcht ausgestanden! Aus Furcht habe ich nicht sprechen können, deshalb telegraphiert — aber jetzt habe ich Mut, jetzt frage ich: Frau v. Trebnitz, geborenes Fräulein Soundso, darf ich, Felix Blohm, nur Felix Blohm, ohne Adel und ohne von, mir diese kleine Hand erbitten?"

Sophie hatte nur den Kopf geneigt, nichts sagen können. Sie war so selig, fast so glücklich wie der große blonde Mann vor ihr.

Frau v. Lasarewa war angekommen, aber ohne den Großpapa Safronow. An seiner Stelle hatte sie Baumeister begleiten müssen.

Sie wollte sich nur einige Tage in Berlin aufhalten, wohnte wieder im Kaiserhof und hatte ihre Cousine, Gräfin Waljanowa, und Xenia zu sich bitten lassen. Sie sei zu angegriffen, könne nicht über die Straße, auch nicht im Auto oder Wagen.

„Ach, diese gräßliche Kälte der letzten Wochen! Bei euch ist's ja schon warm. Wenn ich aber nur erst in Cannes wäre! — Kommst du mit, Xenia — ich schrieb dir doch, dich darauf einzurichten."

„Ach, Mama, ich möchte noch hier bleiben. Sophies Hochzeit ist doch bald, da darf ich nicht fehlen."

„Wie du willst. Da nehme ich dich eben auf der Rückreise mit nach Hause. — Übrigens Sophie — sie

heiratet wohl den — wie hieß er doch, er war bei uns, hat uns damals Grüße von euch gebracht. — Nun, ich bin sehr zufrieden, daß sie heiratet. Es ist da eine ganz merkwürdige Geschichte. Denk dir, Olga, mein Papa hat mir, als die Verlobungsanzeige kam, ein Geständnis gemacht. Er war drauf und dran — was sagst du dazu: beinahe wäre die Trebnitz meine Mutter geworden!“ Sie lachte hellauf. „Eine schöne Frau ist sie ja, ich kann es Papa eigentlich gar nicht verdenken. — Wo steckt sie denn, die Trebnitz, warum habt ihr sie nicht mitgebracht?“

„Sie ist nicht mehr bei uns, sondern wohnt bei ihrer Schwester,“ antwortete Xenia. „Sie will aus dem Hause ihrer Verwandten heiraten. Herr Blohm hat das so gewünscht.“

„Ich verstehe. Es soll nicht heißen, der Millionär habe eine Gesellschaftsdame geheiratet. — Aber jetzt darf ich nicht mehr sprechen, der Sanitätsrat hat mir's anbefohlen. Also auf Wiedersehen! — Xenia, schick mir doch die Trebnitz einmal her!“

Xenia versprach es, fragte dann aber noch schnell: „Wo ist denn Herr Baumeister? Ich möchte ihm doch gern guten Tag sagen.“

„Ach, der gute Baumeister! Er wohnt hier im Hotel, hat sich aber etwas höher einquartiert. Übrigens — er bleibt hier in Deutschland. Er wird in Dresden wohnen. Papa hatte ihm angeboten, ganz bei uns zu bleiben, aber er wollte nicht, hatte plötzlich so große Sehnsucht nach seiner Heimat. Da hat ihm Papa eine schöne Stelle besorgt — bei Warenkows, du weißt, Xenia, Exzellenz Warenkow. Die wohnen ganz in Dresden. Baumeister ist als Privatsekretär angestellt, wie Papa sagt, mit großem Gehalt. Ab und zu wird er wohl nach Rußland kommen, um die Verwalter zu

inspizieren. Dann besucht er uns natürlich, er geht dir also auch in Zukunft nicht verloren. — Aber nun geh — ich halte es nicht mehr aus!"

Xenia schlang schnell noch ihre Arme um der Mutter Hals. „Ach, Mama, ich habe dir so viel zu beichten! — Erschrick aber nicht, du wirst dich freuen!"

Wohl eine Stunde hatte Sophie mit Frau v. Lasarewa geplaudert. Die wollte sie gar nicht fortlassen.

„Es tut mir so gut, mit Ihnen zu schwatzen. Gestern haben mich meine Cousine und Xenia fast hingerichtet. Sie, meine liebe Frau v. Trebnitz, verstehen mich. Sie hören so gut zu — ich spreche ja auch wenig, es ist mir genug, so dazusitzen, ab und zu ein Wort auszutauschen. — Schade, daß ich nicht zu Ihrer Hochzeit hier sein kann! — Dieser glückliche Mensch! Ich bin ihm ganz böse, daß er Sie uns stiehlt. — Aber sagen Sie doch, was ist mit Xenia? Sie hat mir gestern etwas angedeutet."

Sophie erzählte.

Frau v. Lasarewa vergoß ein paar Tränen. „Gott sei Dank, daß sich alles so gewendet hat! — Dieser Prax ist ein sehr netter Mensch. Wie bin ich glücklich, daß das Kind diese schreckliche Marotte vergessen hat!"

Als Sophie das Hotel verließ, traf sie unten in der Halle Baumeister. Er schien sie erwartet zu haben.

Eine wirkliche, aufrichtige Freude empfand sie, ihn zu sehen. Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Guten Tag, Karl Karlowitsch — oder besser, Herr Baumeister, wie ich wohl hier in Deutschland sagen muß."

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Gnädige Frau —"

Dann standen sie beide und sahen sich schweigend an.

Er hatte erst vermeiden wollen, mit ihr zusammenzutreffen, war gestern, auch heute in Berlin herumgelaufen, hatte mit sich gestritten, ob er es tun solle oder nicht. Aber das Verlangen, sie noch einmal zu sehen, war stärker gewesen, hatte ihn beständig verfolgt, ihn gequält, bis er nachgegeben, sich hier in die Halle gesetzt hatte, um auf sie zu warten.

Was er eigentlich wollte, wußte er nicht. Zu hoffen hatte er ja nichts mehr. Also wirklich nur sie sehen, sie sprechen hören.

Nun stand er und fand keine Worte.

Sophie sah seine Verlegenheit, sie begriff auch sehr gut, was in ihm vorging. „Wollen Sie mich nicht ein Stück begleiten?"

Sie ging voraus, Baumeister folgte ihr.

Eine Weile schritten sie nebeneinander her, ohne zu sprechen.

Das wurde ihr peinlich. Sie suchte nach irgend etwas, was sie sagen konnte, bis es ihr gelang, sich zu überzeugen, daß das Einfachste das Richtigste wäre.

„Nun laufen wir hier zusammen durch die Straßen Berlins. Wer hätte das noch vor einigen Monaten gedacht?" Als er nur stumm nickte, sprach sie eilig weiter: „Frau Lasarewa hat mir eben erzählt, daß Sie Rußland verlassen. Tut Ihnen das nicht leid? Sie waren doch gern in Rußland!"

Er mußte etwas antworten, sich Mühe geben, ebenso leicht zu sprechen wie sie. Da griff auch er zu dem ersten, was ihm einfiel. „Doch schöner ist das Vaterland! — Erinnern Sie sich noch, gnädige Frau, an den Abend auf der Veranda —"

„Das Lied geht aber, glaube ich, weiter: Am grünen

Strand der Spree! — So ist Ihre Sehnsucht also nicht ganz gestillt, denn Sie gehen ja an die Elbe, nach Dresden."

„Ja, leider. Ich wäre natürlich gern hier geblieben. Das Schicksal will es nicht —"

Damit schien es wieder aus zu sein. Sie schwiegen beide.

Es drückte sie, daß er so ernst war, so deutlich zeigte, was in ihm vorging. Sie bedauerte fast, ihn aufgefordert zu haben, mitzugehen, und plötzlich, ohne Übergang, sagte sie: „Ich bin doch schon müde, werde lieber fahren. — Leben Sie wohl! Dresden ist ja nicht weit. Wir sehen uns vielleicht bald wieder einmal —"

Er verstand sie. Er hätte ja auch kaum noch ein Wort gefunden, küßte ihr nur nochmals schweigend die Hand, sah ihr nach, wie sie sich mit raschen Schritten entfernte und in einen Wagen stieg.

Seine Hand strich mechanisch über die Augen, als ob er etwas fortwischen wollte, um deutlicher zu sehen. Aber als er wieder hinblickte, war die Stelle, an der er sie eben noch gesehen, leer — der Wagen rollte schon in der Ferne.

Ende.

Die Heldin von Gaëta.

Von W. Fischer.

Mit 6 Bildern nach Originalstichen.

Seit langen Jahren lebt still und zurückgezogen in ihrer Villa zu Neuilly bei Paris eine vornehme Dame, die den Titel einer Herzogin von Castro führt. Nur wenige wissen, daß sich hinter diesem Titel eine Persönlichkeit verbirgt, die einst eine Königskrone trug und durch ihr heldenmütiges Verhalten beim Verlust dieser Krone die Bewunderung ganz Europas erweckte — die Exkönigin von Neapel und beider Sizilien, Maria Sophia Amalia, die „Heldin von Gaëta", wie man sie genannt hat. Vor kurzem wurde ihr Name zum ersten Male wieder in breiter Öffentlichkeit genannt, und zwar in einem Zusammenhange, der lebhaftes Befremden erregen mußte.

Als nämlich die italienischen Polizeibehörden über ein angeblich von anarchistischer Seite gegen den König Viktor Emanuel geplantes Attentat Nachforschungen anstellten, wurde die Behauptung aufgestellt, daß die ehemalige Königin von Neapel Beziehungen zu einer Pariser Anarchistengruppe unterhielte, und so ungeheuerlich diese Behauptung auch klang, es fanden sich doch genug Leute, die ihr Glauben schenkten. Wie nicht anders zu erwarten, hat dann der weitere Verlauf der Angelegenheit klar gezeigt, daß die böse Verdächtigung jeglicher Grundlage entbehrte.

Dann hieß es wieder, die Königin sei während eines Aufenthalts in München in Beziehungen zu dem gleichzeitig dort anwesenden Exkönig Manuel von Portugal getreten, um ihm wieder auf seinen Thron zu verhelfen. Auch dieses wurde bald widerrufen. —

Am 4. Oktober 1841 wurde Maria Sophia Amalia als viertes Kind des Herzogs Max und der Herzogin Ludovika in Bayern zu Possenhofen geboren. Maria Sophia war so schön und begabt wie ihre ältere Schwester Elisabeth, die spätere Kaiserin von Österreich, deren künstlerische und sportliche Neigungen sie teilte. Am 8. Januar 1859 wurde sie durch Stellvertretung in München dem Kronprinzen Franz von Neapel vermählt, dem Erben eines Thrones, der von Aufruhr und Mord bedroht war. Aber diese Heirat lag im Interesse der italienischen Politik Österreichs, die damals nicht viel weitblickender war wie einst die des Fürsten Kaunitz, der die Kaisertochter Marie Antoinette auf dem Schafott zum Opfer fallen sollte. Als frisches Reis ward auch die bayrische Prinzessin dem innerlich faulen Stamm der Bourbonen eingepfropft, vom Wirbelsturm der Revolution ward auch sie gefällt.

Die Geschichte wiederholt sich gerne. Auch die Ähnlichkeit der Regierungsschicksale Ludwigs XVI. und des letzten Königs von Neapel ist bemerkenswert. Beide waren als Kronprinzen beim Volke beliebt. Kaum aber waren sie zur Regierung gelangt, da raste der Volkshaß in der unflätigsten Weise gegen sie an. Alles, was an Schimpf dem unglücklichen „König Veto“ angetan worden ist, wiederholte sich beim „Re imbecile“. Franz II. war engherzig, melancholisch, verzagt und furchtsam wie Ludwig XVI., dabei starrer Legitimist wie Nikolaus I., der eiserne Zar, und was ihm in Italien am meisten geschadet hat, in seiner Politik

österreichischer als man am Ballhausplatz zu Wien selbst war.

Am 22. Mai 1859 erlag König Ferdinand von Neapel den Folgen eines Attentates, bei dem er durch einen Bajonettstich ziemlich schwer an der Seite verletzt worden war. Erwartungsvolle Spannung herrschte im ganzen Lande. Man wußte, daß die junge Königin liberal war, daß sie dem neuen König wiederholt geraten hatte, dem Lande die Verfassung Bayerns zu geben. Aber Franz, der von seiner Stiefmutter Maria Theresia schlecht beraten war, erklärte sich für die absolute Monarchie. Als ihm der russische Gesandte das Bündnis mit Sardinien im Interesse der Unabhängigkeit Italiens empfahl, antwortete ihm der verblendete König höhnisch: „Was geht mich die Unabhängigkeit Italiens an? Ich kenne nur die Unabhängigkeit Neapels.“

Franz II., König beider Sizilien.

Mit diesen unklugen Worten warf er nicht nur seinem Vetter Viktor Emanuel, Cavour und Garibaldi den Fehdehandschuh hin, sondern er entfesselte auch den Feuerbrand der Revolution und der nationalistischen Leidenschaften in seinen eigenen Landen.

Charakteristisch für dieselben sind folgende Manifeste des revolutionären Komitees, die zu gleicher Zeit an die Straßenecken Neapels geklebt wurden: „Der Diktator Garibaldi rückt an der Spitze von 14,000 Mann durch Kalabrien vor. Die königlichen Truppen schließen sich entweder ihm an oder fliehen beim Leuchten seines Schwertes. Die Revolution, welche in der Basilikata ausgebrochen ist, findet ein Echo im Herzen aller Vaterlandsfreunde und verbreitet sich mit der Blitzesschnelle des Gedankens von Provinz zu Provinz. Von der äußersten Spitze Kalabriens bis nach Salerno hinab sind die Ketten der verfluchten Bourbonen für immer zerbrochen“ usw.

Und: „Neapolitaner! Es ist Zeit, mit der Nachkommenschaft Karls III. ein Ende zu machen. Ihr kennt jetzt das ‚göttliche Recht‘ und habt nichts, auch rein gar nichts mehr mit ihm zu schaffen! Der Mensch, der über euch herrscht, heißt nicht Franz II. — nein, sein Name ist Niedertracht. Haß hieß sein Vater, Verrat sein Großvater, Lüge sein Urgroßvater! Sprechen wir nicht von seiner Großmutter und Urgroßmutter, von Messalina und Sappho, damit unsere Töchter nicht zu erröten brauchen! — Neapolitaner, es ist schon allzulang, daß ihr auf euren Straßen den deutschen Ruf: ‚Wer da?‘ hören müßt und antworten: ‚Sklaven!‘ Es wird Zeit, daß der Ruf ertönt: ‚Chi va là?‘ und ihr antworten könnet: ‚Bürger!‘“ ...

Und damit die Ähnlichkeit mit den Vorgängen zu den Anfangszeiten der großen französischen Revolution noch deutlicher hervortrat, fehlte auch das berüchtigte „rote Buch“ nicht. Allgemein wurde das Gerücht verbreitet, daß das Riesenvermögen von 13 Millionen Dukaten, das König Ferdinand hinterlassen hatte, zum

größten Teil dem konfiszierten Besitztum politischer „Verbrecher“ entstamme.

König Franz, statt zu handeln und mit Waffengewalt die Revolution niederzuschlagen, begnügte sich, bei den anfeuernden Worten seiner jungen Gemahlin verzweifelt im Prunkgemach umherzulaufen und laut zu

Maria Sophia Amalia, Königin beider Sizilien.

jammern: „Ach, wie schwer ist doch meine Krone!“ Dabei liebte Franz seine Gattin, aber er liebte sie so plump und ungeschickt wie der letzte Capet Marie Antoinette; ihrem größeren Geist, ihrem stärkeren und richtigeren Empfinden für die politischen Bedürfnisse der Zeiten Garibaldis begegnete er mit finsterem Mißtrauen.

Und so geschah denn in höchster Not das Kläglichste. Als Garibaldi, der „Abenteurer, der Flibustier von

Marsala", nach Eroberung Messinas und der Festungswerke Reggios ganz Sizilien zu erobern drohte, als er die übermütigen Söldlinge Neapels wie Spreu im Winde vor sich her trieb, da wandte sich Franz trostlos an die europäischen Mächte, an die „legitimen" Monarchen und bat um Schutz gegen den „Piraten", den „Flibustier", den „rothemdigen Freibeuter", dessen Beispiel in ganz Europa Nachahmung finden würde. Indem er dergestalt gegen den Willen seiner empörten Gemahlin seine Sache in die Hände fremder Mächte gab, statt an der Spitze seiner Truppen im Felde zu erscheinen, gab er sie auf. Von allen Seiten kamen Ratschläge, billig wie Brombeeren, wie ihm Maria Sophia prophezeit hatte, und alle klangen in dem Refrain aus: „Hilf dir selbst und gib deinen Untertanen das Spielzeug einer Konstitution, aber gib's als souveränen Akt!"

Diesen Akt fertigte „il Re imbecile"*) tatsächlich am 25. Juni 1860 aus. Neapel versprach er „die Artikel eines Statuts auf der Grundlage repräsentativer Institutionen in italienisch-nationalem Sinne" und Sizilien „den Bedürfnissen der Insel entsprechende Repräsentativeinrichtungen" — also nichts Halbes und nichts Ganzes. Die verschiedenen Insurrektionskomitèes hatten dem gegenüber leichtes Spiel. Das Volk ging hohnlachend an dieser Proklamation vorüber. „Leere bourbonische Versprechungen, mit denen man nur Dummköpfe ködert," hieß es. Und drei Tage später machte das Militär mit dem Volk gemeinsame Sache und vertrieb die verhaßten Sbirren der noch verhaßteren Königin-Stiefmutter, die kurz darauf mit ihrem verderblichen Anhang nach Gaëta, der jungfräulichen Felsenburg, flüchtete.

---

*) Der Schwachsinnige.

Der König verhängte über Neapel den Belagerungszustand und verkündete die Konstitution von 1848, die von dem verräterischen Minister Liborio Romano mit

Die Königin von Neapel auf den Wällen von Gaëta.

der Unterschrift Ferdinands II. veröffentlicht wurde, demselben Ehrenmann, der an diesem Tag schon seine berüchtigte Ergebenheitsadresse an Garibaldi in der Tasche trug. Wenige Wochen später riet Romano dem

König, Neapel zu verlassen. Maria Sophia widersprach. Auf Romanos Wink drang jetzt Garibaldi in Eilmärschen gegen Neapel vor.

Maria Sophia wollte, daß der König „zu Pferde steigen und seine Truppen gegen Garibaldi führen sollte", wie es ihm auch der Graf Chambord geraten hatte. Aber statt die Offensive zu ergreifen und Garibaldi den Weg nach der Hauptstadt seiner Lande zu versperren, entschloß sich Franz trotz der Tränen der Königin und der Warnung des alten Generals Carrascosa: „Wenn Majestät jetzt Neapel verlassen, ist es Ihnen verloren!", Neapel nicht zu verteidigen, sondern sich „zur Verteidigung seiner Rechte", wie er in der Proklamation vom 6. September sagte, nach Gaëta zu begeben.

Sein Minister Liborio Romano schrieb tags darauf dem Diktator: „Mit der größten Ungeduld erwartet Neapel Ihre Ankunft, um den Erlöser Italiens zu begrüßen und in Ihre Hände die Staatsgewalt und sein Schicksal niederzulegen." Gegen Mittag ergriff der Diktator Besitz von la bella Napoli, wobei er dem verräterischen Minister die Hand schüttelte und ihn den „Retter" Neapels nannte. Franz II. hatte nun der Welt wieder einmal bewiesen, weshalb „Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit" sein kann.

Bei dieser Gelegenheit sei folgende für das Königspaar und die Vorgänge in Neapel charakteristische Anekdote wiedergegeben. Am Tage vor der Flucht fuhr das Königspaar in offenem Wagen mit zwei Hofkavalieren aus. Die Königin war heiter und gut gelaunt und erwiderte die Grüße der Passanten leutselig wie immer. In der Chiajastraße konnte man eines Verkehrshindernisses wegen nicht weiter und hielt vor der königlichen Hofapotheke, deren Besitzer gerade

damit beschäftigt war, durch Arbeiter das bourbonische Wappen an seinem Hause frisch vergolden zu lassen. Der König bemerkte es und machte seine Gemahlin

Besuch der Königin Maria in den Forts während der Beschießung.
Nach einem Holzschnitt aus der „Illustrierten Zeitung“.

auf den Vorgang aufmerksam. Maria Sophia brach in ein herzliches Lachen aus, in das der König einstimmte. Die Umstehenden begriffen und brachten dem Königspaar eine Ovation dar.

Zwei Tage darauf stiegen der König und die Königin

in Gaëta ans Land, wo sie von der Königin-Witwe und deren Söhnen und Töchtern feierlichst begrüßt wurden. Zur selben Stunde warf der brave Apotheker in Neapel sein prachtvolles bourbonisches Wappenschild zum alten Eisen.

Gaëta war damals das italienische Gibraltar, das auf eine ruhmreiche Geschichte zurückblicken konnte. In der Nähe befindet sich der Hain, in dem Cicero 43 v. Chr. auf Befehl des Antonius von dem Kriegstribun R. Laenas und dem Zenturionen Herennius so schmählich ermordet worden ist. Drei Monate widerstand im Jahre 1707 die spanische Besatzung der österreichischen Belagerung, 1734 konnte es erst nach fünfmonatiger Belagerung durch Spanier, Franzosen und Piemontesen erobert werden. 1806 widerstand es den siegreichen Franzosen volle sechs Monate.

Hier organisierte Maria Sophia, deren persönliche Tapferkeit besonders in ihrer Heimat Bayern solche Begeisterung erweckte, daß zahlreiche Freiwillige sich ihr zur Verfügung stellten, den ruhmreichen Widerstand, der ihr in der Weltgeschichte den Ehrennamen der „Heldin von Gaëta" einbrachte. Das Besatzungsheer zählte 21,000 Mann unter dem Kommando des Grafen Trapani und des alten Helden Bosco. Am 13. November 1860 eröffneten die Piemontesen das Bombardement von der Landseite aus, das von den Belagerten tapfer erwidert wurde. Maria Sophia zeigte sich mit dem von ihrem Beispiel angeregten König wiederholt im heftigsten Kugelregen.

Eine große deutsche Zeitung schrieb damals: „Die allgemeine Teilnahme selbst bei denjenigen, welche der piemontesischen Sache unbedingt ergeben sind und den baldigen Fall von Gaëta wünschen, erregt die neunzehnjährige, heldenmütige Königin von Neapel,

welche die Beschwerden der Belagerung mit Standhaftigkeit erträgt, dem Tode kühn und mit edler Ruhe ins Auge sieht, in Kriegertracht die Batterien besucht,

Maria Sophia im Begriff, von Gaëta abzureisen.

die Gefahren der Soldaten teilt, ihnen ein leuchtendes Beispiel der Unerschrockenheit gibt und die Kranken in den Hospitälern mit zarter Sorgfalt überwacht. Es kann daher auch nicht fehlen, daß sie die größte Be-

geisterung erweckt und zur kräftigsten Verteidigung anspornt. Die Soldaten beten sie an." Kein Wunder — waren sie doch Zeugen, als in der Batterie einmal eine Bombe so dicht vor die Füße der Königin fiel, daß sie verloren gewesen wäre, wenn nicht ein Offizier sie geistesgegenwärtig hinter eine dicke Mauer gestoßen hätte. Ein Teil der Mauer wurde zerstört und Maria Sophia selbst, ohne aber verwundet zu werden, von Schutt und Staub überschüttet.

Das Bombardement, vor dem schon am 21. November die Königin-Witwe, die Gräfin Trapani, der Erzbischof und die Diplomatie mit Ausnahme des dem König befreundeten spanischen Gesandten auf dem durch die französische Flotte geschützten Seeweg geflüchtet waren, wurde immer heftiger. Eines Tages unterhielt Maria Sophia sich mit Don Castro, dem spanischen Gesandten, im Palast, als eine Granate durchs Fenster sauste und die Glassplitter der Königin ins Gesicht flogen. Da rief sie lachend aus: „Das ist doch unartig von den Piemontesen! Nirgends lassen sie mich in Ruhe! Schade, daß sie mir als Andenken nicht die kleinste Wunde gönnen!"

Dieser Vorfall war schuld, daß der König und die Königin im Januar 1861 zur Zeit der größten Not eine Kasematte unter der dem Schlosse gegenüberliegenden Batterie „La Favorita" als Wohnung bezogen, in der sie alle Unbequemlichkeiten des Lagerlebens mit den Truppen teilten. Die ganze Einrichtung in der Zelle der Königin bestand aus einem Schlafsofa, einem Betpult, einem Waschtisch, einem Spiegel und einem Stuhl. Hier bot sie allen Gefahren Trotz; von hier aus besuchte sie die Kasematten und Forts, und von hier aus eilte sie in die Batterien, wo sie mit den Soldaten zusammen im stärksten feindlichen Feuer wie eine Kriegsgöttin ausharrte.

In diesen schrecklichen Tagen rettete auch der König zur großen Freude der Königin vor den Augen Europas seine militärische Ehre. Nicht nur, daß er keine Gefahr scheute, oft im dichtesten Kugelregen ausharrte, erschien er auch beständig auf den Wällen, um den Mut seiner

Der von den deutschen Fürstinnen der Königin Maria von Neapel gewidmete goldene Lorbeerkranz.

Soldaten anzufeuern. Selbst seine erbittertsten Feinde mußten zugeben, daß Franz II. in den drei Monaten der Belagerung sich als tapferer Soldat erwiesen habe.

Die Kapitulation der Festung wurde am 13. Februar 1861 unterzeichnet, am 14. ging das Königspaar nach rührendem Abschied von den Truppen und den Getreuen von Gaëta an Bord der französischen Korvette

„La Mouette“, die es tags darauf in Terracina ans Land setzte. Von hier begab es sich unter der Ehreneskorte einer Schwadron französischer Dragoner nach Rom, wo es einige Jahre als Gast des Papstes lebte.

In Rom war es, wo die „Heldin von Gaëta“, deren Bildnis fast alle großen illustrierten Zeitungen brachten, von den Frauen aller Länder aufs höchste geehrt wurde. Die deutschen Fürstinnen sandten ihr einen goldenen Lorbeerkranz, die Pariser Damen überreichten ihr einen Ehrendegen, die Damen von Wien einen prächtigen silbernen Tafelaufsatz und die Königin von Bayern später einen silbernen Lorbeerkranz.

Von Rom aus versuchte Franz, sein Königreich wieder zu erobern. Viktor Emanuel bereitete aber allen Hoffnungen durch die Einverleibung der Lombardei, Venetiens und später des Kirchenstaates ein jähes Ende. „Italia era fata — Italien war gemacht!“ Das sahen auch die neapolitanischen Herrschaften ein, die von da ab meist in Wien und Paris lebten.

Maria Sophia, deren Gemahl Weihnachten 1894 während eines Kuraufenthaltes in Arco starb, hat längst resigniert. Einsam und zurückgezogen lebt sie seitdem das stille Leben einer vornehmen Dame. Indem sie, wie erwähnt, den größeren Kreisen unbekannten Titel einer Herzogin von Castro annahm, hat Maria Sophia dafür gesorgt, daß die königliche Heldin von Gaëta in Vergessenheit geriet, und wehmutsvoll mag sie sich selbst dessen nur erinnern, wenn sie die Verse liest, die auf dem Schild des ihr von den Aristokratinnen Wiens im Jahre 1861 gestifteten Tafelaufsatzes prangen:

> Ein heller Stern in nachtumwölkter Zeit,
> So glänzt fortan, verklärt vom Strahlenlichte,
> Dein rührend Bild im Buch der Weltgeschichte —
> So krönen Dornen mit Unsterblichkeit.

Das ewige Licht.

Eine seltsame Geschichte. Von Auguste Groner.

(Nachdruck verboten.)

Kapitän Kajetan Burmester lebte erst seit kurzem wieder in seiner Vaterstadt, in dieser kleinen Stadt, die so enge krumme Gassen, so gemütliche winkelreiche Plätze, so stimmungsvolle Kirchen, so uralte spitzgiebelige Häuser, so derbe Umfassungsmauern und ein so schreckliches Kugelpflaster hatte.

Gern war er heimgekehrt, der alte Herr, dem seine einzige Liebe, die See, wie so vielen anderen auch, die zu ihr geschworen, tausend herrliche und tausend schreckliche Erinnerungen und dazu, zum dauernden Andenken an sie, eine recht hartnäckige Gicht mitgegeben hatte.

Um sich zu pflegen, hatte der Kapitän sich in das liebe alte Familienhaus der Burmesters zurückgezogen, das seine einzige noch lebende Verwandte, seine Schwester Renate, bisher für sich und ihn verwaltet hatte.

Fräulein Renate, ein kränkliches Persönchen, das die Ruhe über alles liebte, war nicht wenig erschrocken, als ihr Bruder, sehr bald schon nach seiner Heimkehr, zu bauen begann. Das Haus, das ehedem eine zahlreiche Familie beherbergt hatte, war doch reichlich groß genug für sie beide und für ihre wenigen Dienstboten!

Darin gab ihr Bruder ihr auch recht, gebaut aber

wurde doch, und bald begriff sie es, daß seine an endlose Fernen gewöhnten Augen sich schier verfingen an den so nahen Häusern, die den kleinen Marktplatz umgrenzten, an dessen einer Ecke das Burmestersche Haus als das schönste stand.

Um Ostern herum war der Kapitän heimgekommen. Im Sommer schon konnte er seine alte Schwester vergnügt schmunzelnd einladen, sich das Nest anzuschauen, das er sich für die ihm liebsten Stunden, für die Stunden nachdenksamer Einsamkeit, hergerichtet hatte.

„Du Heimlicher! Deshalb also habe ich dir nicht helfen dürfen und hätte dir allerdings auch nicht helfen können!“ sagte sie, weich lächelnd, als sie über die Schwelle des Gemaches trat, darin sie, seit der Kapitän gekommen, nimmer gewesen war.

„Nein, Liebe, hättest mir wirklich nicht helfen können,“ erwiderte Burmester, „hast ja nie meine ‚Seeschwalbe‘ und meine Kajüte in ihr gesehen, in der ich mich so wohl gefühlt wie noch in keinem anderen Raum.“

„So also hat es darin ausgesehen?“

„Jawohl, Renate, genau so. Es fehlt nur noch das Schaukeln, sonst könnte ich glauben, noch auf meinem lieben Schiff zu sein, das mit mir alt und auch seeuntüchtig geworden ist.“

„Schon wieder melancholisch? Kajetan, hast du denn nicht ein gutgelebtes Leben hinter dir? Und nicht vor dir einen schönen Lebensabend?“

„Recht hast du, Schwesterlein, wie immer. — Aber nun sieh dir auch die Aussicht an.“

Burmester nickte ihr auffordernd zu, dann traten sie an eines der kleinen Fenster, deren es je zwei an den beiden Außenwänden dieses neuen, aus dem Dache herausragenden Zimmers gab.

Da atmete das alte Fräulein wieder hoch auf, als sie über die dunklen Dächer der Nachbarhäuser hinweg auf das weite, grüne Land hinausschaute, das sich unübersehbar hindehnte und dunkle Wälder, das silberne Band eines Flusses, sowie lieblich gelegene Ortschaften schauen ließ.

Auf der ganzen Gegend lag jetzt lachender Sonnenschein und die wundersame Frische eines Frühsommertages.

Von nun an war Fräulein Renate gar oft hier oben, um die Weitsicht zu genießen, und jedesmal hatte sie gedacht, daß ihr Bruder gar nichts Klügeres hätte tun können, als sich diese Stätte zu schaffen für Stunden der Einkehr und der Erinnerung.

Nur eines war dem alten Fräulein unangenehm hier oben.

Von den südwärts gelegenen Fenstern der „Kajüte“ hatte man den Blick auf die düstere Marienkirche, konnte man durch das eine ihrer langen, schmalen gotischen Fenster das ewige Licht erblicken.

Fräulein Renate war einmal spät abends hier oben gewesen, um irgend etwas zu holen, und bei dieser Gelegenheit hatte sie zufällig zu dem Kirchenfenster hinuntergeschaut, aus dem das ewige Licht wie ein glühendes Auge auf sie blickte. Da war Fräulein Renate, die sehr viel Phantasie und gar keinen Mut besaß, sehr eilig nach ihrem Zimmer zurückgekehrt.

Und wenn sie auch darüber nicht redete, so war sie doch fest davon überzeugt, daß sie etwas Unheimliches gesehen hatte. Etwas wie ein Schatten hatte sich für einen Augenblick zwischen sie und das ewige Licht geschoben. Und dieser Schatten hatte sich ganz sicher innerhalb der Kirche befunden.

Fräulein Renate vermied es seither, sobald es dunkel war, ihres Bruders „Kajüte“ zu betreten.

Jetzt war es Spätherbst und tiefe Nacht.

Kapitän Burmester ging langsam über den kleinen Platz auf sein Haus zu. Der Marktbrunnen ließ sein Wasser lustig in die große Mulde plätschern, deren eine Hälfte vom Mondlicht versilbert wurde, während auf die andere der Schatten der Marienkirche fiel.

Burmester nickte, während er in seiner Rocktasche nach dem Schlüssel kramte, der ihm wohlvertrauten Kirche zu und freute sich dann, daß seine alte Kathrine das Messingzeug an der Tür seines Hauses so blank hielt, daß ihm jede Erhabenheit darin im Mondlicht entgegenglänzte. Er schloß auf und wieder zu, ließ im Flur seine Lampe aufleuchten und stieg zu seiner „Kajüte“ hinauf, in deren schmalem Schrankbett er schlief.

Die wohlige Wärme des kleinen Ofens umstrich ihn, während er es sich bequem machte und dann nach dem auf dem Schreibtisch liegenden Brief eines lieben Freundes griff, dessen Handschrift auf dem Umschlag er sogleich erkannt hatte.

Dieser Brief steigerte noch die angenehme Stimmung, in der er von seiner Tarockpartie im Kasino heimgekommen war.

In allerbester Stimmung also begann Burmester sich zu entkleiden.

Ganz zufällig kam er dabei dem Fenster nahe und tat einen Blick hinunter.

Da wurde er plötzlich aufmerksam.

Sein Blick war in das Kircheninnere gefallen, das, vom Mondlicht überstrahlt, so weit das schmale Fenster es gestattete, ganz klar vor seinen Augen lag. Einen

Teil des engen Schiffes konnte er sehen, ein Stück der Kanzel, fast das ganze Kommunionsgitter und die breite Stufe davor.

Nach einem Blick auf all dies deutlich Sichtbare hielt Burmester mitten im Ausziehen seines Rockes inne und schaute schärfer hinunter, denn es gab da etwas Ungewöhnliches zu sehen.

Es war jetzt, nach elf Uhr nachts, ein Mensch in der Kirche, noch dazu einer, der sich recht seltsam gebärdete.

Die Arme wie flehend erhoben, kam er gegen den Hauptaltar vor, sank vor dem Gitter nieder, krümmte sich, schnellte empor, streckte jetzt, zu irgend etwas, das seitlich des Altars war, hinaufschauend, die Arme mit der unverkennbaren Gebärde des Entsetzens von sich, wandte sich jäh ab und entschwand gleich danach den Blicken Burmesters, der starr vor Erstaunen ihn beobachtet hatte.

„Was war das?“ fragte sich der Kapitän. „Ich träume doch nicht? Ich bin doch nicht betrunken, und an Sinnestäuschungen habe ich auch noch nie gelitten?“

Er fand keine Antwort auf die Fragen, die er sich in höchstem Staunen gestellt.

Es nützte auch nichts, daß er noch lange an seinem Auslug blieb, um die zwei Ausgänge der Kirche zu beobachten.

Durch den, der auf den Platz führte, konnte wohl kaum einer, der ungesehen bleiben wollte, die Kirche verlassen. Er konnte von gar zu vielen Fenstern aus gesehen werden und noch leichter als in der Seitengasse, gegen die hin der zweite Ausgang der Kirche lag, einem Vorübergehenden in die Arme laufen.

Dieser zweite Ausgang hatte dereinst in den Friedhof geführt, der, schon seit langem zu einem Garten

umgewandelt, gegen das Gäßchen hin noch immer das alte, kunstvolle schmiedeeiserne Gitter als den bei Nacht stets wohlverwahrten Abschluß hatte.

Auch hier kam der Mann bis weit über Mitternacht hinaus nicht zum Vorschein.

„Ob es ein Verrückter oder ein exaltierter Büßer ist?“ mußte Burmester sich fragen.

An ein gewolltes oder ausgeführtes Verbrechen dachte er nicht, denn wie der da unten gibt sich in solch tiefer Einsamkeit einer nicht, der soeben Schlimmes getan hat oder tun will.

Daß der, den er gesehen, weder ein Bewohner der Pfarrei noch des Mesnerhauses sei, wußte der Kapitän. Erst heute hatte der Pfarrer im Kasino erwähnt, wie lieb ihm die große Ruhe sei, die da hinter der Kirche und dem stillen Garten herrsche. Er würde bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten durch nichts gestört, denn seine Schwester und der Mesner, die einzigen, die mit ihm da im stillen Winkel lebten, verstünden zu schweigen.

Der Pfarrer oder der Mesner selbst war es aber auch nicht gewesen, den Burmester gesehen. Ersterer war ein wohlbeleibter, schwerfälliger Herr, und letzterer war klein und buckelig.

Der nächtliche Kirchenbesucher aber war hoch und schlank und hatte die Beweglichkeit der Jugend.

Kopfschüttelnd suchte der Kapitän endlich sein Lager auf.

Am darauffolgenden Abend kam Burmester wieder erst gegen Mitternacht heim. Er war angenehm angeregt, denn es hatte im Kasino einen interessanten Vortrag über Autosuggestion gegeben.

Als er der Kirche ansichtig wurde, deren Silhouette fast schwarz auf dem mondlichtüberfluteten Steinpflaster

des Marktplatzes lag, dachte er wieder an seine gestrige Beobachtung. Diese war ihm wohl auch untertags, jedoch nur flüchtig in Erinnerung gekommen, denn eben heute war er mehr als sonst beschäftigt und von Angelegenheiten außerhalb des Hauses in Anspruch genommen gewesen.

Als Burmester seine „Kajüte“ betrat, war ganz unwillkürlich sein erstes Tun, daß er an das Fenster trat.

Und ebenso unwillkürlich mußte er über sich lachen. Wie ein neugieriger Junge kam er sich jetzt vor. Er hatte absichtlich nicht einmal zu seiner Schwester von dem gestern Gesehenen gesprochen, denn Frauen reden gern weiter, und er liebte den Klatsch nicht.

Dem Pfarrer — ja, dem hätte er es schon gesagt, aber der war heute nicht im Kasino gewesen, den plagte wohl wieder sein Husten.

So denkend, wollte Burmester soeben vom Fenster zurücktreten, da blieb er wie erstarrt regungslos stehen.

Da unten regte es sich ja schon wieder!

Rasch gefaßt wandte der Kapitän sich in das Gemach zurück und griff nach dem Fernrohr, das ihm auf der „Seeschwalbe“ so viele gute Dienste geleistet und das neben seinen anderen nautischen Instrumenten auf einem Bord handgerecht lag.

Und nun spähte Burmester, das scharfe Glas dicht vor den Augen, in die Kirche hinab, in der sich genau derselbe Vorgang abspielte, den er gestern beobachtet hatte.

Einmal trübte sich das merkwürdige Bild da unten, glitt ein Schatten darüber hin, der auch das Flämmchen des ewigen Lichtes, das durch das Glas der Ampel die blutrote Farbe erhielt, trübte.

Burmester wußte sofort, was für eine Bewandtnis es mit dieser Verdunklung hatte.

Eine der Glastafeln des Kirchenfensters, durch das er schaute, war zerbrochen, und der Wind hob ein dicht mit Staub bedecktes Spinnengewebe auf, das an den Fensterrippen hing.

Jetzt aber hinderte ihn das Spinnennetz nicht mehr am Schauen, an einem Schauen, bei dem ihm ein Frost über den Rücken lief.

„Seltsam — seltsam!“ murmelte er, nur um seine Stimme zu hören, und ärgerte sich zugleich über die Aufregung, in die er geraten war.

Bleich — sicherlich nicht nur so bleifarben, weil der Mond es beschien — und starr war das Gesicht des Mannes da unten. Es war das Gesicht eines Menschen, der von gräßlichen Qualen geschüttelt wird. Aus den entsetzensvollen Augen schaute eine abgrundtiefe Angst. Seine Arme, die er bald zu heißem Flehen, bald zu wilder Abwehr ausstreckte, sein Leib, der sich krümmte und wand, bezeugten namenloses Grauen. Wieder stierte er auf irgend etwas, das sich rechtseitig des Altars befand, und das Burmesters Blicken nicht zugänglich war, und wieder wandte er sich zur Flucht und tauchte im Dunkel der jenseitigen Kirchenwand unter.

„Genau so wie gestern!“ murmelte der alte Herr, das Fernrohr aus seinen kaltgewordenen Händen legend.

Es war ihm außerordentlich unbehaglich zumute. Er wollte sich schon zu Bett legen, ohne ein anderes Licht als das des Mondes zu haben; aber nachdem er den Überrock abgelegt hatte, zündete er doch die Lampe an.

Es überkam ihn das Bedürfnis, sich davon zu überzeugen, daß er das von vorhin nicht etwa unter dem doppelten Einfluß einer allzu lebhaften Erinnerung sowie der Nachwirkung des gehörten fesselnden Vortrags noch einmal zu sehen gemeint hatte.

Auch wollte er sich durch seine zitternden Nerven nicht zwingen lassen, einer alten, guten Gewohnheit heute zu entsagen. Was er allabendlich tat, ein paar Seiten eines Klassikers lesen, das sollte auch heute geschehen. Wahllos langte er nach einem der Bände im Bücherbrett, und wahllos schlug er ihn auf.

Als sein Blick auf die ersten Verse der aufgeschlagenen Seite fiel, fuhr Burmester ein wenig zusammen. Dann saß er lange in tiefes Nachsinnen versunken da.

„Es ist wirklich so!“ murmelte er. „Und — jetzt fällt es mir erst auf — so wie der da unten hat man sich zu meines Vaters Jugendzeit getragen. Es ist sonderbar!“

Wieder und wieder lief es Burmester kalt über den Rücken. Er erhob sich, schüttelte das Unangenehme, das ihn umklammern wollte, energisch von sich und fand schließlich einen ruhigen Schlaf.

Die Stelle, auf die sein erster Blick gefallen war, hieß:

> Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
> Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.

Am nächsten Morgen fand Fräulein Renate beim Frühstück, daß ihr Bruder noch schweigsamer als sonst und merkwürdig zerstreut sei.

Ganz gegen seine Gewohnheit ging er, sogar ohne vorher die Zeitung gelesen zu haben, sogleich nach dem Frühstück aus dem Hause. Er betrat — das sah Fräulein Renate noch, die ihm kopfschüttelnd nachschaute — den Pfarrgarten und dann die Kirche.

Die Messe war noch nicht lange zu Ende. Noch kamen einzelne Andächtige aus dem Gotteshause. Es war ganz still darin. Um so mehr fiel dann das Scharren und Kratzen auf, das sich jetzt plötzlich hören ließ.

Als Burmesters Augen sich an das Halbdunkel ge-

wöhnt hatten, das hier wie in so vielen gotischen Bauwerken herrschte, deren Mauern schon altersgrau geworden, deren massige Pfeiler das sparsame Licht, das die schmalen Fenster einlassen, auf halbem Wege aufhalten und deren Nischen und Winkel durch ihre krause Zier noch dunkler gemacht werden, bemerkte er einen Mann im Arbeiterkittel, der dabei war, irgend eine Ausbesserung an einer der Holzfiguren vorzunehmen, die den Hauptaltar flankierten. Der Mann stand auf einer Leiter und grüßte den herankommenden Kapitän achtungsvoll mit halblauter Stimme.

Burmester hatte ihn auch schon erkannt. Der Mann war der Vergolder Jakob Tondorf, der in der Gelbgießergasse sein Geschäft hatte und auch gelegentlich für Burmesters arbeitete.

Die Tür des Kommunionsgitters stand offen, und so hätte der Kapitän ungehindert bis an den Altar herantreten können. Trotzdem hielt der alte Herr im Weitergehen inne, blieb genau an derselben Stelle stehen, an der er den nächtlichen Kirchenbesucher hatte stehen sehen, und blickte nach derselben Richtung, nach der jener geschaut hatte.

Da traf sein Auge auf eine plastische Darstellung, an die er, der ja auch das Innere der Marienkirche genau kannte, seit der letztvergangenen Nacht ohnehin schon gedacht hatte.

Der „Fenstergucker" hieß der steinerne Mann da oben in der ganzen Stadt. Er neigte sich aus einem spitzbogigen Fensterchen, das oberhalb eines hochlehnigen Betstuhles die einzige Unterbrechung der glatten Quadermauer bildete, und schaute gegen den Altar hin. Aber nicht Andacht drückte sein junges, aber sehr hageres Gesicht aus — nein, es zeigte sehr deutlich den Ausdruck von Grimm und Hohn.

Wie schon manchmal vorher wunderte der Kapitän sich auch jetzt über dieses künstlerisch hoch zu bewertende, aber doch gar seltsame steinerne Bildnis.

Auch den Altar betrachtete er alsdann, und auch da stellte sich bei ihm wieder jene Verwunderung ein, die er schon oft gefühlt hatte bei der Betrachtung des dort befindlichen Marienbildes. Es stellte die Gottesmutter mit dem Kinde dar, wie sie, von Heiligen umgeben, mit diesen in tiefe Andacht versunken ist.

An der Komposition des mäßig großen Bildes hätte niemand mäkeln können, aber um so mehr an der leblosen, hölzernen Ausführung des schön Erdachten. Die Farben der Nebenfiguren und des ganzen Beiwerkes waren matt und erloschen. Um so mehr überraschte die liebliche, ernste Schönheit des Gesichtes der Maria, das aus dem sonst recht mittelmäßig gemalten Bilde herrlich herausleuchtete. Es war gar nicht zu verstehen, wie derselbe Geist und dieselbe Hand im Kunstwerk so Verschiedenes hatte schaffen können.

Burmester nickte dem steinernen Mann da oben zu. Er war jetzt mit dem Hohn in dessen Gesichte einverstanden.

Verschiedenster Eindrücke voll, zog er sich in die Dämmerung eines Betstuhles zurück und überließ sich eine Weile seinen Gedanken.

Er wollte sich, ehe er zum Pfarrer ging, sammeln, denn es war ihm ganz unklar, was er sich über das zweimal Gesehene denken sollte.

Der Hang zum Mystischen, der, ob geleugnet oder nicht, in uns allen ist, und welchem phantasievolle Menschen, die mit der Natur und ihren zahllosen Unbegreiflichkeiten oft allein waren oder allein sind, am ehesten unterliegen, der lebte auch in dem alten Seemann. Er hatte wie alle seine Berufsgenossen un-

zählige gewaltige Eindrücke einsam in sich verarbeiten müssen und war darüber zum Grübler geworden.

Es lebte in ihm aber auch der gesunde Wille, aufzuklären, was möglicherweise aufzuklären war.

Während er so sann, waren seine Blicke wieder zu dem „Fenstergucker“ hinübergewandert, und da kam es ihm erst zum Bewußtsein, daß auch dieser die Tracht aus seines Vaters Jugendtagen trug.

Da war die charakteristische Haartracht, die weiche, breite, faltenreiche Halsbinde, der breite Umschlag des Rockes, was alles auch der andere getragen, den er zweimal gesehen hatte.

Burmester erhob sich. Es drängte ihn, mit dem Pfarrer über die seltsame Sache zu reden.

Der Pfarrhof lag in dem der Kirche nächsten Winkel des Gartens, der einstmals Friedhof gewesen war. Gegen das Gäßchen hin schloß ihn ein hohes Gitter ab. Seine anderen Grenzen bildeten die Stadtmauer, der Pfarrhof, das Mesnerhäuschen und die Kirche.

Als Burmester dem Pfarrhofe zuschritt, traf er den Mesner, der damit beschäftigt war, Rosenbäumchen einzubinden.

„Sagen Sie, Perner,“ redete der Kapitän ihn an, „haben Sie noch nie vergessen, die Kirche zu richtiger Zeit zu sperren?“

„Guten Morgen, Herr Kapitän,“ erwiderte das buckelige Männchen, seine Arbeit unterbrechend. „Nein, das habe ich noch nie vergessen. Warum fragt der Herr Kapitän danach?“

„Weil —“ Burmester stockte, denn er war ungeübt im Lügen. „Weil ich vorgestern und gestern nachts jemand die Kirche umschleichen sah,“ fuhr er dann fort.

„Na,“ sagte Perner, „hinein kann keiner kommen. Nach Beendigung des Segens sperre ich die Kirche ab,

nachdem ich sie mit meinem Hund durchsucht habe, damit ich ja niemand übersehe."

„Warum nehmen Sie den Hund mit?"

„Weil ich einmal eine Frau nicht bemerkte, die in einem finsteren Bankwinkel eingeschlafen war."

„Und da mußte die Frau die Nacht in der Kirche verbringen?"

„Freilich. Sie hat mir leid genug getan. Zwei Tage später ist sie gestorben. Da hat es viel Klatsch gegeben."

„Warum?"

„Das Weib war eine halbverrückte Armenhäuslerin. Natürlich war es ihr unheimlich in der Kirche geworden. Erkältet hat sie sich auch. So ist sie halt krank geworden und hat allerhand tolles Zeug geschwatzt. Die anderen Armenhäuslerinnen reden heute noch davon und sagen's geradeaus, daß die Arme an einem großen Schrecken gestorben ist. Das hat mir schon viel Unannehmlichkeiten bereitet."

„Das glaube ich."

„Und deshalb hab' ich den Herrn Pfarrer gebeten, daß ich seither meinen Hund mitnehmen darf."

„Da kann Ihnen also niemand mehr entgehen?"

„Niemand. Mein Pecki hat eine feine Nase."

„Was hat denn der Tondorf in der Kirche zu tun?"

„Die zwei Statuen und die Leuchter vom Hauptaltar muß er ausbessern und vergolden."

„Allein tut er das?"

„Ja. Es ist keine große Arbeit. Gerade vorhin hat er damit angefangen. In acht Tagen will er fertig sein. Die Leuchter macht er zu Hause."

„So — so," sagte Burmester zerstreut und ging weiter.

Der Mesner schaute ihm kopfschüttelnd nach.

Als der Kapitän in des Pfarrers Stube trat, fand er diesen noch beim Frühstück und beim Lesen der Zeitung.

Pfarrer Hasenbeck legte das Blatt sogleich hin. „Ah, Sie kommen gewiß wegen des Buches, von dem wir gesprochen haben!“ sagte er lebhaft und reichte Burmester die Hand.

„Nein,“ entgegnete dieser sich setzend, „Ihre alte Ausgabe des Don Quichotte interessiert mich derzeit weniger als Ihr Urteil, ob Sie mich für einen Phantasten halten.“

„Aber Kapitän!“

„Also nicht? — Oder halten Sie es für wahrscheinlich, daß ich Sinnestäuschungen unterliege?“

Der Pfarrer, der selbst sein Leben lang keine Sinnestäuschungen gehabt hatte und noch jetzt als angehender Siebziger mit sehr klaren Augen die ihm zugängliche Welt und deren Erscheinungen ansah, schob seine Kaffeetasse von sich, richtete sich auf, schaute Burmester mit festem Blick in die Augen und sagte: „Wir sind, seit Sie wieder daheim leben, so ziemlich jeden Tag zwei Stunden beim Spazierengehen und abends zwei Stunden im Kasino beieinander. Daß Sie während dieses immerhin beträchtlichen Teiles des Tages nur das wirklich Vorhandene wahrnehmen, dafür glaube ich bürgen zu können. Und jetzt reden Sie!“

„Sie kommen während der Nacht nie in Ihre Kirche?“

Hasenbeck legte jetzt auch seine Serviette auf den Tisch. „Nie,“ sagte er, „oder besser sehr selten.“

„Sie waren also in den letzten zwei Nächten nicht in der Kirche?“

„Nein.“

„Auch Perner nicht?“

„Nein. Er hat dort ja nichts zu tun. Überdies bringt er mir immer nach dem Segen die Schlüssel.“

„Sie vertrauen ihm vollkommen?“

„Vollkommen.“

„Nehmen also einfach an, daß die Schlüsselabgabe einem Abgesperrtsein der Kirche gleichkommt?“

„Das nehme ich an.“

„Daß Perner also niemand über Nacht in der Kirche läßt?“

„Verehrter Freund, Perner ist ein durch und durch ehrenhafter Mensch. Der hat keine nichtsnutzigen Heimlichkeiten. Aber wenn er auch nicht so zweifellos ehrenhaft wäre, seine Klugheit allein würde ihn schon hindern, eine so große Verantwortung auf sich zu nehmen.“

„Es ist noch nie etwas Geheimnisvolles in Ihrer Kirche vorgekommen?“

„Meines Wissens nicht,“ versetzte Hasenbeck. „Es scheint mir jedoch, daß Sie von derlei Kenntnis haben — also bitte ich noch einmal: Reden Sie!“

Und Burmester redete.

Als er mit seinem Bericht fertig geworden war, begab sich der Pfarrer mit ihm sofort in die Kirche, in der sie längere Zeit verblieben.

Nachdem sie wieder in das Freie getreten waren, schaute der geistliche Herr auch recht versonnen darein, und als sie voneinander gingen, war es verabredet, daß Burmester gegen elf Uhr nachts wieder herüberkommen sollte. Perner werde seiner schon am Gartengitter warten.

Um zehn Uhr schlief Fräulein Renate schon. Ihr Bruder freilich kam oft erst weit später heim, hatte jedoch niemals den Anspruch gemacht, daß seinethalben jemand im Hause wachbleiben solle.

Diese seine Anspruchslosigkeit war ihm jetzt dienlich. Er konnte unbemerkt sein Haus verlassen, schlüpfte, von Perner rasch eingelassen, in den Pfarrgarten und stand gleich danach Hasenbeck gegenüber.

„Also schon bereit?“ fragte er, dem Pfarrer, der ihn am Eingang der Kirche erwartete, die Hand reichend.

Hasenbeck nickte und trat soeben in die schwach erleuchtete Vorhalle zurück, als ein schriller Klingelton an beider Herren Ohren und Nerven zerrte.

Perner, der, offenbar schon in alles eingeweiht, gerade zu ihnen treten wollte, bekam einen ordentlichen Riß, lächelte dann verlegen und rannte davon.

„Was gibt es?“ fragte Burmester.

„Einen Versehgang,“ antwortete Hasenbeck, „sonst kann es ja um diese Zeit nichts sein.“

„Gerade jetzt!“ dachten wohl beide Herren.

Perner war schon zurückgekommen. „Der Bräumeisterin geht es recht schlecht,“ berichtete er. „Sie läßt sagen, es wäre ihr ein großer Trost, wenn der Herr Pfarrer gleich zu ihr kommen wollten. Sicher sei sicher. Der Doktor hat ihr's offen gesagt, daß sie den morgigen Tag vielleicht nimmer erleben werde.“

„Da muß die Erledigung unserer Angelegenheit eben verschoben werden,“ sagte Hasenbeck ruhig, während Perner schon die Sakristei, die sowohl von dieser seitlich gelegenen Vorhalle als auch vom Hochaltar aus zugänglich war, aufschloß, um alles zum Versehgang Nötige zu holen.

„Wir können frühestens erst gegen ein Uhr zurück sein,“ setzte der Pfarrer hinzu.

„Ich weiß das. Aber ich möchte mit Ihrer Erlaubnis schon heute in der Kirche bleiben,“ entgegnete der Kapitän.

„Meine Erlaubnis haben Sie.“

„Und den Schlüssel? Wo soll ich ihn verwahren, falls ich, ehe Sie kommen, die Kirche verlasse?“

„Sie bringen mir ihn morgen früh.“

„Gut. Müssen Sie noch in Ihre Wohnung?“

„Nein.“

„Es weht ein schneidender Wind.“

„Ich bin gut versehen. Da drinnen wäre es ja auch recht kalt gewesen. So — und nun hole ich nur noch das Allerheiligste.“

Die beiden Herren hatten mit einer gewissen Hast geredet.

Dann schritt Hasenbeck in die Kirche. Ehe er an den Hochaltar herantrat, suchten seine Augen mit einem langen Blick die Finsternis zu durchdringen, die da und dort in dem alten Gotteshause herrschte. Auch auf der Gruftplatte der Familie Brandt ruhten sie eine Weile, dann nahm Hasenbeck das Allerheiligste und verließ den stillen Raum.

Eine Minute später schloß sich die äußere Kirchentür zwischen den Forteilenden und dem Kapitän.

Burmester atmete tief auf, als er den Schlüssel innen ins Schloß steckte und umdrehte. Die Tür zwischen dem Vorraum und der Kirche war nicht versperrt.

Sie fiel, als Burmester diese betrat, heftig zu, was ein lang anhaltendes Dröhnen in dem hohen Raum hervorrief.

Der alte Herr blieb eine ganze Weile an die Tür gelehnt stehen und überblickte, so gut dies möglich war, den teilweise von blendendem Mondlicht, teilweise von tiefen Schatten erfüllten Raum. Jenes fiel heute schon in ganz anderem Winkel durch die Fenster als gestern und vorgestern, aber die fragliche Stelle nahe dem Hauptaltar war noch ziemlich hell.

Burmeisters Nerven waren jetzt, von seinem starken

Willen gemeistert, ganz ruhig. Er wunderte sich selber darüber, denn er nahm doch an, daß er das Unheimliche, das er schon zweimal gesehen, heute wieder und zwar aus nächster Nähe sehen werde.

Langsam ging er zwischen den beiden Bankreihen gegen den Hochaltar hin.

In der Höhe der Fenster herrschte bläuliche Dämmerung, unten aber nachtschwarze Finsternis an allen nicht belichteten Stellen.

Auf halbem Wege blieb Burmester stehen. Hinter ihm hatte es sich geregt, hatte es geseufzt. Bei der Orgel mußten die Geräusche entstanden sein.

Burmester schaute zu ihr hinauf, deren metallene Pfeifen frostig im Mondlicht blinkten. Jetzt huschte dort oben etwas Dunkles vorüber, und wieder ließ sich ein Seufzen hören.

Es war wohl eine Fledermaus oder noch wahrscheinlicher ein Vogel, der auf irgend einem Weg in die Kirche gekommen war.

Eben wollte der Kapitän wieder weitergehen, als abermals ein unheimlicher Ton ihn halten ließ. Aber wieder folgte sofort die Erklärung. Die Turmuhr hatte zum Schlagen ausgeholt. Es dröhnten gleich danach ihre dumpfen Schläge, die die elfte Nachtstunde ankündigten.

Burmester mußte an die Armenhäuslerin denken. Er begriff jetzt, daß das alte Weiblein dem Schrecken solcher nächtlichen Einsamkeit in diesem alten Bau erlegen war, wenn sie vielleicht auch gar nichts anderes als eben diese Einsamkeit und nur die Erwartung von etwas Schrecklichem darin erlebt hatte.

Er dachte auch an sein gemütliches Heim und daran, wie es doch eigentlich ganz sonderbar sei, daß er sich in die Situation begeben hatte, in der er sich befand.

Burmester ging weiter.

Vor der ersten der rechtseitigen Bankreihen blieb er stehen und überlegte, von wo aus er am besten die ganze Kirche übersehen könne, soweit sie eben bei den obwaltenden Lichtverhältnissen zu übersehen war. Die Kanzel wäre sonst der passendste Ort für diesen Zweck gewesen, aber soeben begann das Mondlicht über sie zu wandern. Ihr gegenüber befand sich, tief beschattet, dicht am Kommunionsgitter ein zweisitziger Betstuhl. Von dort aus konnte ein scharfes Auge den größten Teil der Kirche überschauen.

Burmester wählte diese Bank, wählte sie schon deshalb, weil über ihr der steinerne Mann aus dem Fenster sah.

In dieser Bank erwartete der regungslos Darinsitzende das, was sich nun vermutlich wieder ereignen würde.

Wie nie zuvor in seinem Leben fiel es ihm auf, wie viele Geräusche die Stille uns zum Bewußtsein bringt.

Er hatte seinen Revolver handgerecht vor sich hingelegt. Auf dem Schieber seiner Blendlaterne hielt er den Finger.

So saß er lauschend da, hatte den Blick bald dort, bald da, wenn es irgendwo knackte, wenn ein Fenster unter den Stößen des Windes klirrte oder sonst ein unbestimmbares Geräusch sich vernehmen ließ.

Er spürte bald eine arge Kälte. Wie etwas Körperliches durchrann sie seinen Leib. Aber Furcht hatte damit nichts zu tun. Des Kapitäns Nerven waren stark geworden in den Kämpfen, die er mit Meer und Sturm bestanden, in den Gefahren, in die diese beiden Unberechenbaren ihn versetzt hatten.

Noch nicht lange hatte es ein Viertel auf zwölf

geschlagen, als es sich an der Burmester gegenüberliegenden Wand zu regen begann.

Sofort flog sein Blick zu der betreffenden Stelle. Sie war nicht ganz so finster wie ihre Umgebung. Ein breiter Grabstein aus weißem Marmor war dort in die dunkle Kirchenwand eingemauert.

Dieses Viereck, das ungefähr zwanzig Schritte von Burmester entfernt war, schimmerte ziemlich deutlich zu ihm herüber.

Von diesem helleren Viereck hob sich jetzt, immer deutlicher werdend, die Gestalt eines Mannes ab.

Woher war sie gekommen?

Burmesters Kälteempfindung steigerte sich. Starr waren seine Augen auf den Schleicher gerichtet, der lautlos, sich immer eng an der Mauer haltend, auf den Altar zukam.

Jetzt trat er in einen Lichtstreifen.

Der Kapitän preßte die Zähne aufeinander und drückte sich fest an die Lehne der Bank. Er hatte das Empfinden, daß es ihm eine Erleichterung sei, sich rückenfrei zu wissen.

Als die Gestalt immer näher herankam, fand Burmester, daß sie merkwürdig unkörperlich aussähe, daß es sicherlich kein Zusammenprall sei, was hier zu fürchten wäre.

Die Tritte des Herankommenden erweckten keinen Schall auf den steinernen Fliesen, und auch sonst verursachte er kein Geräusch, trotzdem er vor dem Kommunionsgitter sich niederwarf und an dessen Riegel zerrte, an diesem so leicht zu bewegenden Riegel, der aber unter seinen Händen doch nicht wich, und der es ihm verwehrte, zu dem Altar zu gelangen, auf den seine Augen gerichtet waren, nach dem sich seine Hände jetzt mit der Gebärde heißer Sehnsucht ausstreckten.

Taumelnd fuhr der Unhörbare dann empor, blickte zu dem auf, der oben aus dem Fenster schaute, und streckte die Hände abwehrend gegen ihn aus.

In diesem Augenblick knackte der Schieber der Laterne unter Burmesters Fingern. Ihr Licht überglänzte die Stelle, an der sich das Unheimliche abspielte.

Burmester sah nun ganz deutlich den, den er schon zweimal gesehen, schaute in ein blasses Gesicht, das eine große Qual schrecklich entstellte, in Augen, aus denen das Grauen blickte, ein Grauen, das sich dem alten Herrn mitteilen wollte, gegen das er jedoch mit seinem oft erprobten eisernen Willen erfolgreich ankämpfte.

Trotzdem spürte er, daß sich seine Haare sträubten und daß sein Atem mühsam ging.

Er wollte die Gestalt anreden, öffnete den Mund, aber es kam kein Laut aus ihm hervor.

Für den anderen war er sichtlich gar nicht vorhanden. Auch der bewegte die Lippen, aber auch über sie kam kein Ton. Und jetzt wandte er sich zur Flucht.

Da kam auch in den Kapitän wieder Leben. Der Bann, den das entsetzliche Gesicht auf ihn ausgeübt, fiel von ihm ab, als es sich von ihm wegwendete.

Er vermochte es, sich zu erheben, konnte dem Wegeilenden folgen, auf dessen zimtbraunem Rock und dessen blondem Haar der grelle Schein der Laterne jede Falte, jede Locke deutlich erkennen ließ.

Aber plötzlich erlosch dieses grelle Licht, klirrte die Laterne, mit der Burmester einer Bankecke zu nahe gekommen war, zu Boden.

Nur einen Augenblick lang hatte der Kapitän den Fliehenden aus den Augen verloren. Als er wieder aufblickte, war jener nicht mehr zu sehen, war es Burmester nur noch, als ob vor dem weißen Grabstein ein Schatten sich in nichts auflöse.

Eine Weile stand er noch, dann steckte er, eigentümlich lachend, den Revolver, den er schußbereit gehalten, ein und verließ die Kirche.

Am nächsten Vormittag fand er den Pfarrer krank im Bette. Der geistliche Herr, der ohnehin schon unwohl gewesen, hatte sich aus der kalten Nacht nun doch ein Schnupfenfieber mitgebracht.

Als Burmester kam, ging soeben der Arzt aus dem Pfarrhause. Die beiden Herren blieben beieinander stehen.

„Vier Wochen darf er mir nicht aus dem Zimmer, vielleicht nicht einmal aus dem Bett,“ sagte der Doktor.

„Was fehlt ihm denn?“ erkundigte sich Burmester.

„Fieber, Schnupfen — vielleicht eine Influenza. Noch kann ich nichts sagen, weiß auch nicht, warum er so aufgeregt ist.“

Der Doktor ging die Treppe hinunter, der Kapitän stieg sie hinauf. Er wußte gut, warum Hasenbeck aufgeregt war. Am Morgen schon hatte er dem Pfarrer durch Perner den Kirchenschlüssel und einen Brief gesandt, in dem er Hasenbeck mitteilte, daß er „es“ abermals gesehen und mittags zu ihm kommen werde.

Burmester blieb auch dieses Mal lange im Pfarrhause. Dann ging er wieder in die Kirche.

Tondorf war schon zum Essen gegangen. Er war fleißig gewesen. Eine der beiden Statuen, die er zu renovieren hatte, erglänzte schon in neuer Vergoldung. Tondorfs Leiter und sein sonstiges Arbeitsgerät befanden sich in der Nähe des Altars.

Burmester trat an die weiße Gruftplatte heran. Von Hasenbeck hatte er erfahren, daß vor etwa neunzig Jahren, als der Friedhof aufgelassen worden war, die

Gebeine aus den Gräbern der Senatorenfamilie Brandt gesammelt und in der Kirche beigesetzt worden seien, weil ein Brandt einer der eifrigsten Mitbegründer des Gotteshauses gewesen war. 1835 sei dann der Sarg der Maria Brandt und zwei Jahre später der ihres Gatten, des letzten Brandt, in der Kirchengruft beigesetzt worden. Dieser, Hilarion Brandt, geboren 1798, gestorben 1839, habe große Stiftungen gemacht und sei der Schöpfer des Hauptaltarbildes gewesen.

Sinnend betrachtete der Kapitän das Grabmal. Es war darauf von dem hohen Ansehen der Brandts zu lesen und von den reichen Gaben, die Gott ihnen verliehen, und die sie im Dienste des Vaterlandes und ihrer Vaterstadt wohl verwertet hatten.

Fräulein Renate fand, daß ihr Bruder jetzt noch schweigsamer war als sonst, auch wunderte sie sich darüber, daß er jetzt so viel in der Pfarrei zu tun hatte.

Dort wunderte sich wieder Hasenbecks Schwester, daß dieser, trotzdem er krank war, so oft mit dem Kapitän zu verhandeln hatte, und daß er sich von Perner so viele alte Kirchenbücher an das Bett bringen ließ.

Und ganz konfus wurde die gute alte Dame, als sie während des Zusammenräumens im Nebenzimmer etliche Wörter aufschnappte, die einfach keinen Sinn haben konnten, weil es eben nicht möglich war, daß ein Mensch seinen eigenen Kopf machen könne.

Hasenbeck hatte nämlich dem Kapitän aus der Kirchenchronik eine Stelle vorgelesen, die folgendermaßen lautete: „Er war derjenige, der mit seiner hohen Kunst vielfach unsere liebe Kirche schmückte, nachdem sie 1830 teilweise vom Feuer zerstört worden war, das ja auch das alte Bild am Hochaltar vernichtete. Drei

Jahre lang hat Hans Weiler in unserer Kirche dem Herrn mit seiner Kunst gedient, hat noch, als er schon siech war, für sie den Meißel gehandhabt und hat eben in seinen letzten Jahren nicht einen Heller für seine Arbeit genommen, hat sich nur das Versprechen geben lassen, daß wieder geschehen solle, was dereinst üblich gewesen: daß sein Konterfei, das er selber schaffen werde, zum Altar hinschauend, der Kanzel gegenüber an die Wand kommen werde. Und weil das Wort gegeben war, hat es eingelöst werden müssen, als der Sterbende sein steinernes Bildnis der Kirche übergeben ließ. Das letzte, das er schuf, war eben sein Kopf gewesen."

Diesen letzten Satz hatte Hasenbecks Schwester ganz deutlich gehört, und sie wußte mit ihm nichts anzufangen.

In diesen Tagen erkundete Burmester, dem die Angelegenheit keine Ruhe mehr ließ, mit Hilfe eines Archivars des Stadthauses folgendes.

Die Weiler waren samt ihrer nahen und fernen Verwandtschaft ausgestorben, und von der Verwandtschaft der Brandts lebte vermutlich nur noch ein Fräulein Dorothea Grund, die vor vielen Jahren eine Zeitlang in der Stadt gewohnt und dann nach dem nahen Markte Schönfeld verzogen war.

Dorothea Grund sei die Tochter der Anna Clusius, verheiratete Grund und eine Nichte von Marie Brandt, der Gattin des Hilarion Brandt, welche beide in der Marienkirche begraben seien.

Dorothea Grund müsse, wenn sie noch lebe, jetzt zweiundsiebzig Jahre alt sein.

Durch diese Auskunft veranlaßt, erklärte Burmester seiner Schwester, daß er über Land zu fahren beab-

sichtige. Sie war darüber sehr erstaunt, denn das Wetter, das in der soeben vergangenen Woche noch freundlich gewesen, war gänzlich umgeschlagen. Zuerst hatte es Kälte und danach Nebel gegeben, und jetzt regnete und stürmte es. Und ihr Bruder wollte über Land fahren!

Fräulein Renate dachte an seine Gicht, aber sie redete nicht darüber. Sie riet ihm auch nicht ab und fragte nicht einmal, wohin er wolle und was er zu tun vorhabe.

So gemütlich der Kapitän sein konnte, Neugierde vertrug er nicht gut.

So begnügte sich also Fräulein Renate damit, ihm recht warme Überkleider hinzulegen, und holte, als der Wagen, den er bestellt hatte, vor dem Hause hielt, rasch noch eine dicke Reisedecke.

Daß sie ihm auch ein Fläschchen Kognak und reichlich Tabak in den Wagen hatte legen lassen, dafür dankte Burmester der Fürsorglichen unterwegs, als der Sturm den Wagen umheulte und der Regen in Strömen über dessen Fenstertafeln lief.

Zum Glück für den Kutscher und die Pferde war das Gemeindehaus von Schönfeld schon in einer knappen Stunde erreicht.

Da erfuhr der Kapitän, daß Fräulein Dorothea Grund noch lebe und in dem gelben Haus rechts von der Kirche wohne.

Dorthin ließ Burmester sich noch fahren, hieß den Kutscher dann im Gasthaus einstellen, wo er es sich und den Pferden gut gehen lassen und für ihn, den Kapitän, ein Mittagessen bestellen solle.

Als der Wagen vor dem gelben Haus hielt, kam an einem von dessen Fenstern ein liebes altes Gesicht zum Vorschein. Es gehörte einer Greisin, die ganz gewiß ein gutes Leben hinter sich hatte.

Gut nicht in dem Sinne, daß es ihr, die so ärmlich

wohnte, stets gut ergangen wäre, sicher aber gut im Sinne, immer rechtlich und liebreich gewesen zu sein.

Als der alte Seemann in Dorothea Grunds Stube trat und in ihre warmen Augen schaute, war es ihm, als habe das elende Wetter soeben aufgehört, als sei die Sonne wieder da mit ihrer Wärme und mit ihrem Licht.

Das alte Fräulein sah ihn etwas verwundert an, als er sich ihr nun in aller Form vorstellte und ihr sagte, daß er gekommen sei, um sie um Auskünfte zu bitten, die nur sie allein geben könne.

„Nur ich?“ meinte sie erstaunt, sich wieder in den hochlehnigen Stuhl niederlassend, aus dem sie sich vorher ein wenig mühsam erhoben hatte. „Was könnte denn ich, die seit zehn Jahren kaum mehr aus diesem Zimmer gekommen ist, wissen, das für Sie, Herr Kapitän, der Sie mir bis jetzt ein Fremder blieben, von Interesse wäre?“

„Was ich durch Sie, mein Fräulein, zu erfahren hoffe, ist schon älter, als jedes von uns beiden ist,“ sagte Burmester lächelnd.

„Älter, als jedes von uns beiden ist?“ wiederholte die Greisin, nun auch lächelnd. „Und von so etwas sollte ausgerechnet ich wissen?“

Burmester hatte sein Notizbuch zur Hand genommen. „Ich bin in der Annahme hierher gekommen, daß Sie, gnädiges Fräulein, allerdings davon wissen,“ antwortete er, und dann fing er, immer sein Notizbuch zu Rate ziehend, zu fragen an.

„Ihre Frau Mutter war eine geborene Clusius?“

„Ja.“

„Sie war viel jünger als ihre Schwester Marie?“

„Um vierzehn Jahre jünger.“

„Hat sie stets mit ihrer älteren Schwester in unserer Stadt gelebt?“

„Immer waren sie beieinander, bis meine Mutter im Jahre 1831 heiratete.“

„Da war Ihre Tante, gnädiges Fräulein, schon die Frau des Malers Brandt?“

„Ja — schon mehr als ein Jahr lang.“

„Ihre Frau Mutter hat diesen also wohl ziemlich genau gekannt?“

„Sogar recht genau,“ sagte das alte Fräulein, und ihre Stimme klang dabei hart.

Der Kapitän sah sie aufmerksam an. „Sie hat Ihnen also diesen Mann geschildert.“

Das war keine Frage mehr, es war eine Feststellung. Der Klang ihrer Stimme, der sich so plötzlich verändert hatte, bewog ihn, diese Feststellung zu machen.

„Das tat sie allerdings. Wollen Sie über ihn etwas wissen?“

„Er ist der Mensch, der mich derzeit von allen Menschen am meisten interessiert.“

„Und weshalb ist das der Fall?“

„Das, mein gnädiges Fräulein, möchte ich Ihnen lieber erst später sagen. Daß ich alter Mann Sie nicht aus müßiger Neugier mit meinem Kommen und meinen Fragen belästige, das werden Sie mir wohl jetzt schon glauben.“

„Ich glaube es Ihnen, Herr Kapitän. Und was ich über Onkel Hilarion weiß, sollen Sie erfahren, trotzdem ich nicht gern über ihn rede, weil ich ihm viel Gutes nicht nachsagen kann.“

„Er war also kein guter Mensch?“

„Ist einer, der mit seinem Lug und Trug nicht einmal vor dem Altar halt macht, gut?“

Burmester gab es einen Ruck. „War Hilarion Brandt solch einer?“ mußte er fragen.

„Ist einer, der zwei Menschen um ihr Lebensglück

bringt, gut?“ redete das alte Fräulein herb lächelnd weiter.

„Auch das hat er getan?“

„Auch das hat er getan! — Und jetzt hören Sie, was ich erst, als ich längst nimmer Kind war, durch meine Mutter erfuhr. Tante Marie war ein von vielen begehrtes Mädchen. Schön und gütig war sie und eines angesehenen und wohlhabenden Mannes Tochter. Sie aber wollte von keinem ihrer Freier etwas wissen, denn sie liebte einen Künstler, einen von jenen, die, trotzdem die Welt nicht von ihnen spricht, zu den Besten gehören, die ihrer Kunst mit Leib und Seele dienen. Hans Weiler war Maler und Bildhauer —“

„Auch Maler?“

„Ja. Und vor allem ein edler Mensch. Nur war er arm, ganz arm, und deshalb wollte mein Großvater von ihm nichts wissen, und Tante Marie war so schüchtern, daß sie sich nicht getraute, um ihr Glück zu kämpfen. So standen die Dinge, als es hieß, daß das von einem Brande zerstörte Hauptaltarbild der Marienkirche ersetzt werden müsse. Davon erfuhr auch Weiler, der mit dem Ersatz des plastischen Schmuckes der Kirche, der durch den Brand sehr stark gelitten hatte, betraut worden war. In aller Stille machte er sich daran, auch ein Altarbild zu entwerfen. Und es war gewiß kein unheiliges Unterfangen, daß er, nachdem er die Komposition vollendet hatte, Maria die Züge der heimlich Geliebten, meiner Tante, lieh.“

Seufzend hielt das gefühlvolle alte Fräulein im Reden inne.

Dann fuhr sie fort: „Als ich zur Welt kam, war meine Tante schon lange tot. Dennoch weiß ich, wie sie ausgesehen hat, und auch Sie können es wissen. Sie brauchen nur das Gesicht der Gottesmutter anzu-

sehen, das vom Hauptaltar der Marienkirche auf die Gläubigen niederschaut. Dieses Antlitz, das Hans Weiler allein vollendete, während alles andere noch Entwurf war — dieses Antlitz, das sich auf jenem Altarbild allein in seiner lichten, hehren Schönheit erhalten hat, während alles andere in diesem Gemälde abgestorben, farb- und glanzlos geworden ist — war das Antlitz meiner Tante. Was nach dem schon vorhandenen Entwurf noch dazu gemalt wurde, war das Werk Brandts."

„Wie ist das gekommen?" fragte der der Erzählung des Fräuleins gespannt lauschende Kapitän.

Sie lachte bitter. „Weiler hat in einer angstvollen Stunde jenen Entwurf an Brandt — verkauft."

„Warum?"

„Weiler konnte seiner schwerkranken Mutter nicht einmal mehr das Allernötigste verschaffen. Da trug Brandt ihm Geld an, das nicht einmal ein Darlehen zu sein brauchte, wenn Weiler ihm den Entwurf gäbe."

„Weiler verkaufte also das Bild?" meinte Burmester gedankenvoll.

Fräulein Grund nickte. „Ja, aber in der Meinung, daß Brandt es bloß für sein Atelier, wie er sagte, haben wolle. Etliche Wochen verstrichen, während welcher Weiler an nichts und niemand dachte als an seine sterbende Mutter. Nachdem man sie eingesargt hatte, legte er sich, selber schwer erkrankt, nieder. Das war so um Weihnachten herum gewesen. Zu Ostern konnte er zum ersten Male wieder aus dem Hause gehen. Er kam gerade zurecht zur großen Messe in der Marienkirche. Nach dem ersten Blick auf das neue Bild über dem Hauptaltar lachte er gellend auf und fiel dann ohnmächtig zusammen. Von dem, was er mit jenem Blick entdeckt und was er bald danach im Anschluß daran erfahren, erholte er sich nie mehr. Sein Freund

und Studiengenosse hatte ihn niederträchtig belogen. Er hatte ihn auch nicht nur um einen großen künstlerischen Erfolg, sondern auch um sein Lebensglück, das an jenen geknüpft war, betrogen. Das Bild galt als ein Werk Brandts, den die ganze Stadt feierte, und welcher, gleich seiner hochangesehenen, reichen Familie, einfach unangreifbar war. Und der gefeierte Meister war inzwischen meines Großvaters Schwiegersohn geworden. Es war ihm ein leichtes gewesen, den eitlen Mann davon zu überzeugen, daß er, was ja leider auch der Fall war, seine Tochter über alles liebe. Es brauchte einer ja nur das wunderbar getroffene Konterfei Maries über dem Hauptaltar anzusehen, um zu wissen, daß nur ein tiefes, echtes Empfinden solch liebliches Meisterwerk hatte schaffen können."

„War es denn seitens Ihres Oheims wirklich eine echte, große Liebe?" fragte Burmester.

Das alte Fräulein nickte, aber ein bitteres Lächeln war dabei auf ihren Lippen. „Echt, ja — echt und groß war sie schon," sagte sie. „Hätte er sonst seine Ehre für sie hingegeben? Nur edel war sie nicht. Sie hatte, das erfuhren Marie und Weiler erst jetzt, schon lange Brandt so ganz erfüllt, daß er auf nichts anderes mehr sann als darauf, wie er die beiden einander so innig Zugetanen trennen und Marie, der er gänzlich gleichgültig war, für sich gewinnen könne. Ersteres gelang ihm nicht. Letzteres nur insofern, als die zu unbedingtem Gehorsam erzogene Tochter von ihrem Vater ihm einfach zugesprochen wurde."

„Brandt hat es also gewußt, daß ihr Herz noch immer an Weiler hing?"

„Ja. Und weil er das wußte, ist diese Ehe wegen seiner nie versiegenden Eifersucht eine sehr unglückliche geworden. Und meiner armen Tante wurde ihr Mann

um so widerwärtiger, als sie es, etwa acht Wochen nach ihrer Verehelichung, erfuhr, daß er sich auch an Weilers Künstlerschaft vergriffen hatte."

„Wie kam das?"

„Meine Mutter, damals sechzehnjährig, war soeben Braut geworden, und das ganze Haus war voll von Aussteuersachen. Da war auch, ohne daß es jemand aufgefallen wäre, eine flache Kiste ins Haus gekommen. Der Brief, der mit ihr abgegeben worden war, bestimmte meine Mutter, diese Kiste sofort in ihr Zimmer schaffen zu lassen. Dort öffnete sie sie, und am selben Tage noch lud sie ihre Schwester ein, zu ihr zu kommen, führte sie in ihr Zimmer, das sie abschloß, und nahm den Deckel von jener Kiste.

‚Das ist Weilers Brautgeschenk an mich,' sagte sie dabei.

Es war ein Gemälde, ganz ähnlich dem, das auf dem Hochaltar hing, nur war es in allen seinen Teilen das Werk eines großen Künstlers, während Brandts Bild nur in bezug auf die Komposition und das Antlitz Marias auf solches Herkommen wies.

Wie irrsinnig geworden starrte Tante Marie auf das Gemälde, das — man sah es auf den ersten Blick — soeben erst von der Staffelei genommen worden war. Und dann las sie Weilers Brief. Es war ein kurzer Brief und der Brief eines ehrenhaften Mannes. Weiler wünschte der jungen Braut Glück, sagte, daß er das Verhalten ihrer Schwester verstehe, sie wohl nie wieder sehen könne, ihrer aber in Treue ergeben bleibe, so lange noch Leben in ihm wäre. Er erbitte nur eines bezüglich seines Brautgeschenkes. Außer meiner Mutter solle es, solange diese noch in ihrer Heimatstadt weile, nur noch Marie sehen. Nicht Künstlereitelkeit habe ihn bewogen, es zu beweisen, daß er der eigentliche Schöpfer des

Altarbildes sei, er habe Marie nur überzeugen wollen, daß nur seine Seele in dieser Darstellung wäre und nur seine Augen Marie in so reiner Liebe geschaut hatten, daß er schon ein Sterbender sei und mit diesem Vermächtnis, das er nicht mehr ihr, sondern nur noch ihrer Schwester machen könne, von ihr Abschied nähme."

Wieder hielt das alte Fräulein in ihrem Bericht inne und wischte sich über die feuchtgewordenen Augen.

„Und nun ist nimmer viel zu sagen," fuhr sie nach einer Weile fort. „Und was noch über jenen Hilarion Brandt zu reden wäre, das möchte ich lieber verschweigen."

„Warum?"

„Weil ich da auch von Weilers Rachegefühl, das schließlich bei dem armen, betrogenen Mann doch noch durchbrach, reden müßte."

„Ich bitte Sie, diese mich mehr, als Sie annehmen können, interessierende Erzählung zu Ende zu führen," bat der Kapitän mit großer Dringlichkeit.

„Also. Meine Mutter erzählte mir auch, daß Weiler etliche Tage nach jener Bildersendung, knapp vor seinem Tode, seinen einstigen Freund zu sich rufen ließ. Es soll zu einer schrecklichen Szene zwischen beiden gekommen sein, und sie soll mit einem Fluch, den der Sterbende auf Brandt schleuderte, geendet haben. Ob es so weit kam, das freilich —"

Fräulein Dorothea redete nicht weiter. Ihr Besucher hatte seine Hand schwer auf die ihrige gelegt und sagte nun seltsam bestimmt: „Es ist wirklich so weit gekommen!"

Dann erhob er sich und fragte: „Das Bild! Wo ist das Bild? Es existiert doch noch? Es wird doch wohl noch aufzufinden sein?"

Auch das alte Fräulein hatte sich erhoben. Fest faßte sie

ihre Krücke, während sie ebenfalls sehr lebhaft erwiderte: „Das Bild ist in meinem Besitz. Wollen Sie es sehen?“

Sie ging ihm schon voran. Das Zimmer, in das sie ihn führte, war ihr Schlafgemach.

„Mir ist, als ob Sie Ihr Verlangen nach dem Bilde rechtfertigen könnten, so wie Sie es werden rechtfertigen können, daß Sie mich veranlaßten, über alle diese Dinge zu reden.“

Diskret ließ der Kapitän seine Blicke über die altväterische Einrichtung gleiten, und bald waren seine Augen bei Weilers Gemälde angelangt.

„Ah!“ sagte er nur, dann versenkte er sich in den Anblick des Bildes.

Hier gab es kein Wundern über die hehre Kunst, die dieses liebliche Madonnenantlitz geschaffen hatte, denn auch alles andere auf diesem Bilde bewies ein herrliches Können.

Lange standen die beiden davor.

Dann saßen sie wieder in der tiefen Fensternische.

„Und Bildhauer — das wissen Sie schon — war Weiler auch,“ begann das Fräulein wieder das Gespräch.

„Ja, und in der Marienkirche, gegenüber der Kanzel, schaut er zum Fenster heraus. Auch das weiß ich. So sind die drei wieder beisammen, die Liebe und Haß dereinst verbunden und getrennt hat,“ setzte Burmester hinzu.

„Und die jetzt den ewigen Frieden gefunden haben,“ sagte das alte Fräulein.

Da sah Burmester sie scharf an und sagte betont: „Einer hat ihn nicht gefunden.“

„Nicht gefunden?“ murmelte Dorothea.

„Nein — Hilarion Brandt nicht!“ sagte der Kapitän und berichtete, was er in den drei Nächten gesehen hatte.

Es dauerte lange, bis Burmester zu dem bestellten Essen ins Gasthaus kam.

Als er das kleine gelbe Haus verließ, konnte man an einem von dessen Fenstern wieder ein liebes altes Frauengesicht sehen, aus dem zwei verängstigte Augen ihm nachblickten.

Am selben Tage noch schickte der Kapitän, nach einer Besprechung mit dem Pfarrer, ein Schreiben an Fräulein Dorothea Grund ab.

In der Nacht stand er wohl wieder am Fenster seiner „Kajüte“ und schaute in das Kircheninnere, konnte aber dort nichts gewahren als das ewige Licht, denn heute gab es keinen Mondschein mehr.

Am nächsten Tage fuhr der Kapitän abermals nach Schönfeld, kam erst nach dem Dunkelwerden wieder nach der Stadt zurück und ließ nicht vor seinem Hause, sondern vor der Pfarrei den Wagen halten.

Perner nahm dann eine flache Kiste in Empfang und trug sie dem Kapitän nach in des Pfarrers Schlafgemach.

Am nächsten Morgen fand Tondorf zu seinem großen Schrecken, daß die Leiter, die er gestern vor dem Weggehen doch sicher an den Pfeiler gelehnt zu haben meinte, gerutscht und gegen das Marienbild gefallen war, in das sie einen klaffenden Riß gemacht hatte.

Es war ihm ganz unerklärlich, wie dies hatte geschehen können, aber es war eben geschehen, noch dazu, nachdem er als letzter die Kirche gestern verlassen und sie heute als erster betreten hatte.

Er wußte sich ganz genau daran zu erinnern, daß er gestern abend den Kirchenschlüssel im Pfarrhause abgegeben hatte, und gerade vorhin hatte er ihn sich wieder geholt.

Zitternd meldete er Hasenbeck das Geschehene. Als er

das Pfarrhaus wieder verließ, war aber sein Herz wieder ganz leicht und seine Seele voll froher Verwunderung.

Meister Tondorf half dann bei verschlossener Tür dem Mesner, das neue Bild an die Stelle des alten bringen. Seines Schweigens war man sicher.

Niemals wurde diese Vertauschung festgestellt. Wohl verwunderte sich mancher Besucher der Kirche darüber, daß das Hochaltarbild jetzt um so vieles schöner sei, aber man nahm eben an, daß es auch renoviert worden war.

Am nächsten Sonntag besuchte Fräulein Dorothea Grund die Kirche und stiftete bei dieser Gelegenheit eine Anzahl Messen für eine arme Seele.

Wenn einer sie bei diesem Kirchenbesuch beobachtet hätte, wäre es ihm aufgefallen, daß die alte Dame sehr ernst und sehr ergriffen war. Auch hätte er wahrnehmen können, daß sie des öfteren mit ängstlichem Blick das Grabmal der Familie Brandt streifte.

Das alte Fräulein war zu diesem Kirchenbesuch von dem Kapitän im Wagen abgeholt worden, und sie blieb dann tagsüber der Gast der beiden Geschwister.

Erst während dieses Besuches erfuhr Fräulein Renate zu ihrem sprachlosen Staunen, was alles ihr Bruder in letzter Zeit erlebt und getan hatte.

Zum Segen, den zum ersten Male wieder Hasenbeck hielt, gingen alle drei in die liebe alte Marienkirche hinüber, und nach dem Gottesdienst brachte der ritterliche Kapitän das kränkliche Fräulein wieder nach Schönfeld zurück.

Als er heimkam, fand er Renate damit beschäftigt, den Inhalt ihrer Handkasse zu ordnen. Sie war soeben dabei, einen recht ansehnlichen Haufen von Goldstücken zu einer Rolle zu formen.

„Warum wühlst du denn gerade heute in deinem Golde?" scherzte er.

Da nickte sie ihm zu und antwortete ernst: „Zu Kirchenzwecken brauche ich es. Aber ich bilde mir nicht ein, ein gutes Werk damit zu tun.“

„Was willst du?“

„Für das eine Kirchenfenster, durch das du es sahst — du weißt schon, was ich meine — will ich ein farbiges Glasbild stiften. Mir selbst ist schon das Schauen auf das ewige Licht unheimlich, und ich will keinenfalls, daß du noch fernerhin in das Kircheninnere sehen kannst.“

Der Kapitän entgegnete ihr ernst: „Ich glaube, es wird dort nichts mehr Absonderliches zu sehen geben.“

Und so war es.

Burmester hat vor Anbringung des neuen Fensters noch in mancher Mondnacht in die Kirche hinuntergeschaut. Aber dort hat sich nichts anderes mehr geregt als das Flämmchen des ewigen Lichtes.

Ein neues elektrisches Heilverfahren.

Von Dr. Robert Fürstenau.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Die Erkenntnis, daß von allen Ärzten die Natur der geschickteste und erfolgreichsten einer ist, hat schon früh die Jünger der ärztlichen Kunst veranlaßt, aus dem schier unerschöpflichen Born jenes großen Lehrmeisters Anregung zu schöpfen und zu versuchen, seine so einfachen und doch so erfolgreicheren Hilfsmittel in das Arsenal menschlicher Heilkunst hinüberzunehmen.

Zu diesen allerprimitivsten Heilmitteln gehört in erster Linie die Wärme, jene für alles Organische so segensvolle Kraft, ohne die kein Leben, kein Wachstum wäre, und die uns in unermeßlicher Fülle seit Jahrmillionen von unserem Muttergestirn zugestrahlt wird. In unzähligen Krankheiten des menschlichen Körpers wird der Heilungsprozeß eingeleitet und gefördert durch Wärme, durch Einhüllung des ganzen Körpers, um ihn daran zu hindern, die ihm innewohnende Wärme nach außen fortzustrahlen, durch Einflößen heißer Getränke, um ihm neue Wärme von innen heraus zuzuführen. Ja, bei schweren Erkrankungen beginnt sogar der menschliche Körper selbst, aus sich heraus durch Wärmeerzeugung den Feind zu bekämpfen — die Körpertemperatur steigt über das normale Maß hinaus, bis zu lebensbedrohenden Temperaturen: der Kranke fiebert.

In der Tat ist das Fieber nichts anderes als ein Heilungsprozeß, und sein Bestehen zeugt bei Infektionskrankheiten von einem auf Leben und Tod gehenden Kampf zwischen der menschlichen Natur und jenen allerkleinsten Krankheitsträgern, deren Vorhandensein im Körper des Menschen das Krankheitsbild hervorruft. Für sie gibt es nur einen Feind, der sie vernichten kann — die Wärme; ihre Lebensbedingungen sind an gewisse Wärmegrade geknüpft, die nicht überschritten werden dürfen, ohne ihre Existenz auf das höchste zu gefährden. Und so ist denn das Fieber, das Temperaturen erzeugt, die jenen kleinsten Lebewesen unbarmherzig den Lebensfaden abschneiden, das hervorragendste Kampfmittel gegen sie, freilich auch das für den Menschen gefährlichste, denn auch sein Organismus geht bei Temperaturen zugrunde, die nicht weit von denen entfernt liegen, bei denen das Leben der Krankheitserreger erlischt. Und daher ist der im Fieber sich abspielende Kampf immer auf das höchste nervenanspannend, wechselvoll und ungewiß im Ausgang.

Die Erzeugung erhöhter Körpertemperaturen ist lange Zeit an recht unzulängliche und grobe Hilfsmittel gebunden gewesen: heiße Medikamente von innen, heiße Kompressen und Hüllen von außen sollten den Körper durchwärmen und seine Temperatur erhöhen. Abgesehen davon, daß hierbei die Größe des erwünschten Effekts, die Dosierung, nur auf ganz unzulängliche Art und Weise geschätzt werden kann, macht es auch unüberwindliche Schwierigkeiten, die Wirkung auf bestimmte gewollte Partien des menschlichen Körpers zu beschränken und nur diese der Wärmeapplikation auszusetzen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man versuchte, Ersatzmittel für jene rohe und oberflächliche Art der Wärmeerzeugung zu finden.

Diathermieapparat.

Lange Zeit hindurch waren diese Bemühungen jedoch vergeblich, bis man endlich an jenes wundertätige Hilfs-

mittel dachte, das in der modernen Medizin von überragender Bedeutung geworden ist: die Elektrizität.

Daß sich die Elektrizität in Wärme umsetzt, ist ein so alltäglicher Vorgang geworden, daß wir ihn überhaupt nicht mehr zu beachten gewohnt sind; in jeder elektrischen Glühbirne wird durch den Strom ein feiner Kohlenfaden oder in neuerer Zeit ein unendlich dünner Metalldraht so stark erwärmt, daß er zu glühen beginnt, seine Glut bis zur völligen Weißglut steigert und dabei ein helles Licht aussendet. Da wir meist nur dieses Licht, nicht die gleichzeitig miterzeugte Wärme für praktische Zwecke nützen, so achten wir in der Regel auch nur auf dieses und werden uns der dabei stattfindenden Wärmeerzeugung durch den elektrischen Strom kaum bewußt.

Der elektrische Strom vermag also ganz aus sich heraus beim Durchfließen eines Drahtes oder eines sonstigen Leiters Wärme zu erzeugen; da nun auch der menschliche Körper die Elektrizität zu leiten imstande ist, gibt es also nichts Einfacheres, als durch den Teil des Körpers, der einer Erwärmung unterworfen werden soll, einen elektrischen Strom hindurchzuschicken — so lange, bis die gewünschte Temperaturerhöhung erreicht ist.

Und in der Tat ist dies auch die Lösung. Wie einfach also! Und darauf ist man nicht früher gekommen!?

Nur gemach! Ganz so einfach, wie sie aussieht, diese elektrische Durchwärmung des menschlichen Körpers, die *Diathermie*, ist sie doch nicht. Zunächst begegnet man recht erheblichen Schwierigkeiten, wenn man versucht, durch einen hindurchgeleiteten elektrischen Strom im menschlichen Körper Wärme zu erzeugen. Die Menge der entstehenden Wärme hängt nämlich nicht davon allein ab, wieviel Elektrizitäts*menge*

Vornahme einer Diathermiebehandlung am Patienten.

den Körper durchfließt, sondern sie hängt noch von einer zweiten Größe, der Spannung des elektrischen Stromes, ab. Je größer nun die Menge und

je größer die Spannung des Stromes ist, desto mehr Wärme wird von ihm erzeugt.

Mit der Strommenge können wir gewisse Grenzen nicht überschreiten, wenn wir nicht Maschinen ganz gewaltiger Dimensionen bauen wollen; dagegen können wir die Spannung leicht erhöhen, so daß wir bei einer bestimmten Strommenge die Wärmeerzeugung durch Erhöhung der Spannung weiter und weiter steigern können. Wenn wir das tun, kommen wir aber lange, lange bevor in dem stromdurchflossenen Körperteil eine nennenswerte Wärmeentwicklung auftritt, an eine Grenze, bei der nur der menschliche Organismus dadurch einen Strich durch die Rechnung macht, daß er unter der Wirkung des elektrischen Stromes zusammenbricht. Schwere Lähmungen, ja selbst sofortiger Tod sind die unfehlbaren Folgen der Applikation elektrischer Ströme von mehreren hundert oder tausend Volt Spannung bei selbst mäßiger Strommenge.

Dieser Weg erscheint also abgeschnitten.

Und doch ist er gangbar. Läßt man den elektrischen Strom nämlich den Körper nicht andauernd in der gleichen Richtung durchfließen, sondern kehrt die Richtung fortwährend um, und zwar in so rascher Folge, daß der Strom innerhalb einer einzigen Sekunde mehrere hunderttausend bis zu einer Million Male seine Richtung wechselt, so hört seine verderbliche Einwirkung auf den menschlichen Organismus auf: er wird unschädlich und unfühlbar. Unabhängig von seiner fortdauernd wechselnden Richtung jedoch erzeugt er eine Wärmewirkung in dem von ihm durchflossenen Körperteil, deren Stärke sich auf das genaueste durch Regulierung der hindurchfließenden Elektrizitätsmenge dosieren läßt. Das künstliche Fieber, die elektrische Durchwärmung des menschlichen Körpers, ist da.

Das Verdienst, diese geniale Lösung des schwierigen Problems der praktischen Medizin nutzbar gemacht zu haben, gebührt den beiden verdienstvollen Forschern *Nagelschmidt* und *Zeynek*, die fast gleichzeitig das Diathermieverfahren den modernen Behandlungsmethoden eingereiht haben.

Den wärmeerzeugenden Diathermieapparat gibt

Elektroden, durch welche der Diathermiestrom dem Körper zugeführt wird.

unsere erste Abbildung wieder; man erblickt auf einem fahrbaren Tischchen eine Reihe von Schaltern sowie ein Meßinstrument angeordnet, an dem die Stärke des applizierten elektrischen Stromes abgelesen werden kann; unten am Gestell befindet sich ein Tritt, der vom Fuß bewegt werden kann, und durch dessen Bewegung der elektrische Strom und damit gleichzeitig die im Körperinnern erzeugte Wärme vermehrt oder vermindert wird. Endlich fällt neben dem Meßinstrument auf der Tischplatte eine runde Kapsel auf, die den wichtigsten Be-

standteil des Apparates enthält, eine sogenannte „Löschfunkenstrecke“, eine ungemein sinnreiche Vorrichtung, die ohne jedes äußere Zutun ganz automatisch die Richtung des elektrischen Stromes mehrere hunderttausend Male in der Sekunde ändert. Ganz die gleiche Vorrichtung spielt in der drahtlosen Telegraphie eine Rolle, wo sie ebenfalls dazu dient, äußerst schnelle Richtungswechsel des elektrischen Stromflusses und dadurch die den Raum mit Lichtgeschwindigkeit durcheilenden elektrischen Wellen zu erzeugen.

Der vom Diathermieapparat erzeugte, seine Richtung fortwährend wechselnde elektrische Strom wird nun dem Patienten in der Weise, wie es unser zweites Bild zeigt, durch Kabel und zwei mit diesen verbundenen Elektroden zugeführt. Die Elektroden, welche direkt auf den menschlichen Körper aufgelegt werden, und zwar so, daß der zu durchwärmende Körperteil sich zwischen ihnen befindet, besitzen, wie man im dritten Bilde sieht, die mannigfachste Gestalt, die sich völlig der Form der verschiedenen Körperteile anpassen. Wenn man in dieser Weise zum Beispiel den Unterarm zwischen die Elektroden bringt, so spürt man nach dem Einschalten zunächst absolut nichts. Nicht einmal durch das vom Elektrisieren her so bekannte Stechen und Prickeln macht sich der Stromdurchgang bemerkbar. Dann plötzlich empfindet man ein äußerst wohliges Gefühl, das den ganzen Arm durchströmt und sich bei weiterem Stromdurchgang in eine angenehme, deutliche Wärmeempfindung auflöst. Steigert man die Strommenge, so wird das Wärmegefühl intensiver, und es nimmt schließlich bis zur Empfindung einer derartigen Hitze zu, daß man gezwungen ist, die Elektroden loszulassen.

Obwohl diese Möglichkeit, an einer beliebigen Stelle im Innern des menschlichen Körpers eine ganz bestimmte

Temperatur erzeugen zu können, bereits wie ein Wunder anmutet, hat doch die Wissenschaft nicht bei dem so Erreichten halt gemacht, sondern sie ist weiter dazu über-

Instrument zur Messung der Temperatur im Innern eines Gewebes.

gegangen, nun auch die so erzeugten Temperaturen nach Celsiusgraden zu messen. Und auch dies ist gelungen — der dazu dienende Apparat ist in unserem obenstehenden Bilde wiedergegeben — ebenfalls durch Dienstbarmachung des elektrischen Stromes. Eine ganz

feine Nadel, die man rechts im Vordergrunde des Bildes erblickt, besteht aus zwei miteinander verlöteten Metallen und wird an die Stelle gebracht, deren Temperatur gemessen werden soll. Die Nadel ist durch eine Drahtleitung mit ungemein feinen Meßinstrumenten verbunden, die man im Hintergrunde der Abbildung sieht. Diese reagieren auf allerschwächste elektrische Ströme; da nun an der Lötstelle der feinen Nadelspitze ein elektrischer Strom, ein sogenannter „Thermostrom", entsteht, der an sich außerordentlich schwach ist, dessen Stärke jedoch mit wachsender Temperatur ansteigt, so kann man die Temperatur der Nadelspitze und damit die des sie umgebenden Gewebes mit allerfeinster Genauigkeit an den Meßinstrumenten ablesen.

Indem man so durch den Diathermiestrom in die Lage versetzt ist, im Prinzip jede beliebige Temperatur im Innern des Körpers oder an seiner Oberfläche zu erzeugen, vermag man durch Temperaturerhöhungen, die dem organischen Gewebe zuträglich sind, eine gesteigerte Blutzufuhr und damit eine vermehrte Lebenstätigkeit, einen erhöhten Stoffwechsel, hervorzurufen; durch weitere Temperatursteigerung über das dem Organismus zuträgliche Maß hinaus vermag man jedoch lebendes Gewebe zu zerstören, und das ist eine weitere wichtige Tatsache, die in bezug auf die Ausrottung von Geschwülsten gutartiger wie auch bösartiger, krebsähnlicher Art von größter Bedeutung ist.

Eine Ausrottung derartiger körperfremder Gewebe durch Wegbrennen ist durch den Diathermiestrom ohne weiteres möglich; um die hohen Temperaturen zu erzielen, die hierzu nötig sind, läßt man den elektrischen Strom aus sehr feinen Spitzen austreten, wie sie an den in unserem Bild auf S. 167 abgebildeten Operationsinstrumenten sichtbar sind, so daß die gesamte

Strommenge sich auf einen ganz feinen Punkt konzentriert und dort eine so ungeheure Hitzeentwicklung hervorruft, daß das Gewebe an der von der Spitze

Operationsinstrumente für das Verfahren der „Kaltkaustik".

berührten Stelle völlig wegbrennt, indem es gleichzeitig die entstehende Wunde verschorft. Mit solchen Nadeln kann man das organische Gewebe durchschneiden wie mit dem allerschärfsten Messer, ohne daß jedoch eine Blutung eintritt, so daß die Entfernung von Ge-

schwülsten usw. möglich ist, ohne daß ein Blutverlust mit der Operation verbunden ist. Das Verfahren nennt

Einrichtung zur Erzeugung von Röntgenstrahlen mittels Diathermieströmen.

man „Kaltkaustik“. Es leistet in der neueren Zeit dem Chirurgen die ausgezeichnetsten Dienste bei der ope-

rativen Entfernung von Geschwülsten usw. aus dem menschlichen Körper.

Wie man sieht, ergibt sich für das Diathermieverfahren eine gewisse Vielseitigkeit, die sich noch durch den Umstand um ein weiteres steigert, daß die außerordentlich schnell ihre Richtung wechselnden elektrischen Ströme durch eine sehr einfache, von dem berühmten amerikanischen Erfinder Nicola Tesla geschaffene und lediglich aus zwei Drahtspulen bestehende Vorrichtung auf eine so hohe Spannung gebracht werden können, daß sie beim Eintritt in eine zweckmäßig gebaute, luftleer gemachte Glaskugel Röntgenstrahlen hervorrufen.

Eine solche Einrichtung gibt unser Bild auf S. 168 wieder. Man beherrscht auf diese Weise mit dem Diathermieapparat nach doppelter Richtung hin das Innere des menschlichen Körpers, das früher nur für das Operations- oder Seziermesser als zugänglich galt.

Wenn man sich nun fragt, auf welchen Gebieten hauptsächlich das Diathermieverfahren Segen zu stiften berufen sein wird, so muß man sich aller jener Krankheiten erinnern, auf welche die Wärmeapplikation in heilender Weise einwirkt. Das sind vor allem Nerven- und Gelenkleiden; bei Gicht, Ischias, Gelenkrheumatismus usw. wird die Diathermiebehandlung, wie die bisherigen Erfolge erweisen, in bezug auf nervenberuhigende und schmerzstillende Wirkung an die Spitze der medizinischen Behandlung treten. Auf dem Gebiet der operativen Behandlung von Geschwüren und Krebsen wird sich ein weiteres Wirkungsfeld von größter Bedeutung entfalten.

Eine Reihe von scharfen Köpfen und geschickten Händen ist an der Arbeit, das neue Geschenk wissenschaftlicher Forschung noch weiter nutzbar zu machen.

Das Stelldichein.

Humoreske von W. Harb.

(Nachdruck verboten.)

„Aber Elli, was sind das für Ansichten!"

„Liebe Kläre, reg dich nicht auf! Ich bin vier Monate älter als du und seit zwei Jahren verheiratet. Ich kenne die Männer. Sie sind alle gleich, und Ausnahmen gibt es nicht."

„Deinen Fritz mit eingeschlossen?"

„Meinen Fritz schließe ich mit ein. Er ist ein guter Ehemann, und unsere Ehe ist glücklich. Aber dafür stehe ich doch nicht ein, daß eine, die es recht schlau und gerissen anfängt, ihn nicht zu einem kleinen Seitensprung verleiten könnte. Natürlich, wenn ich nicht dabei bin und er keine Entdeckung zu fürchten hat. Die Männer sind alle mehr oder weniger so veranlagt."

„Du bist abscheulich, Elli! Woher hast du diese Weisheit? Du sagst immer: ich kenne die Männer. Du kennst doch höchstens deinen eigenen Mann. Wo hast du die übrigen Erfahrungen gesammelt?"

„Wie listig du dich anstellst, Kläre! Du willst mich wohl schlecht machen? Wenn ich sage: ich kenne die Männer, so meine ich damit: ich weiß, wie es in der Welt hergeht. Das lernt man eben als verheiratete Frau. Du bist noch Braut und kannst also nicht voll mitsprechen."

„Und du meinst wirklich, mein Bräutigam könnte

eine wenn auch noch so geringfügige und vielleicht verzeihliche Untreue gegen mich begehen? Mein Herbert? Das ist vollständig ausgeschlossen! Selbst wenn du im allgemeinen mit deinem schlimmen Urteil über die Männer recht hättest, mein Herbert bildet jedenfalls eine Ausnahme."

„Er würde es ebenso machen wie die anderen."

„Ich lege meine Hand für ihn ins Feuer. Er ist gegen jede Versuchung gefeit."

„Durch dich?"

„Durch unsere Liebe."

„Na, bleib nur bei deinem Glauben, Kläre! Ich will ihn dir nicht zerstören. Danke aber dem Himmel, wenn er deinem Verlobten keine kräftige Versuchung schickt."

„Meinst du, du könntest mir bange machen? Keine Spur! Er!!"

„Ja — ‚er'! Natürlich er, der herrlichste von allen! Sag mal, wie lange seid ihr eigentlich verlobt?"

„Ein halbes Jahr schon. In zwei Monaten heiraten wir. Du darfst mit deinem Mann auf unserer Hochzeit natürlich nicht fehlen, Elli."

„Angenommen, Kläre. Und wir wollen deinen Eintritt in den Ehestand recht von Herzen feiern. — Aber sag, liebes Kind, bist du denn noch nie ein bißchen eifersüchtig gewesen? Dein Bräutigam ist doch Künstler — Maler!"

„Warum denn nur? Worauf sollte ich denn da eifersüchtig sein?"

„Stell dich nicht so dumm an, Kläre! Solche berühmte Leute werden von rechts und links angeschwärmt. Sie haben einen großen Haufen von Verehrern und — Verehrerinnen. Die letzteren sind sicher in der Überzahl."

„Da hast du recht. Ich bin stolz auf Herberts wachsende Berühmtheit.“

„Schön. Hast du noch nie bemerkt, daß diese Größen allerlei Briefchen bekommen mit anhimmelndem Inhalt, rosa parfümierte Billette von mehr oder weniger hübschen exzentrischen Frauenzimmerchen — oder erzählt er dir nichts davon?“

„Er hat mir lachend welche gezeigt, Elli. Ach, wenn du so was meinst, da bist du ganz auf dem Holzwege. Herbert macht sich nichts daraus. Er wirft alles ins Feuer.“

„Tut er das? Na, ich bin doch nicht so ganz sicher, Kleine. Was er dir nicht zeigen will, das zeigt er dir eben nicht.“

„Nun ist es aber genug, Elli! Deine Verdächtigungen sind albern und grundlos. Du kennst meinen Herbert ja gar nicht, hast ihn nie gesehen und gesprochen —“

„Darum halte ich meine Behauptung doch aufrecht. Alle Männer sind schwach. Sie sind in Wahrheit das schwache Geschlecht.“

„Herbert nicht.“

„Doch — auch er! Es käme nur auf die Probe an.“

„Meine Erlaubnis hast du dazu. Meinetwegen stelle du ihn selber auf die Probe.“

„Die Idee wäre gar nicht so übel.“

„Du wärest schon die Richtige dazu, Elli. Du bist sehr hübsch und kannst verführerisch liebenswürdig sein, wenn du dir Mühe gibst. Du warst als Mädchen schon sehr nett, aber seitdem wir uns nicht gesehen haben, bist du noch hübscher geworden.“

„Dafür bekommst du einen Kuß, kleine Schmeichlerin. Und wenn du selbst ein Gegenkompliment haben willst —“

„Will ich ja gar nicht!“

„Es ist die Wahrheit, Kläre, du hast dich wunderbar herausgemacht. Und wie du dich zu kleiden verstehst! Entzückend siehst du aus, so recht — malerisch!“

„Kommen wir auf unser Thema zurück, liebe Elli.“

„Gern. Wovon sprachen wir doch? Ach so, ich soll deinen Herbert ein bißchen verführen.“

„Nicht seinen kleinen Finger verführst du! Ich gebe dir unumschränkte Vollmacht über ihn. Handkuß und dergleichen gesellschaftliche Gebräuche sind natürlich erlaubt. Aber wenn er dir eine einzige Schmeichelei sagt, die sein Bräutchen nicht wissen darf, wenn er — wenn er —“ Sie stockte errötend, aber dann fuhr sie energisch fort: „Ach Torheit, mehr auszudenken ist überhaupt Unsinn! Schon der Gedanke an die Möglichkeit ist ein Verbrechen.“

„Es gilt also, Kläre?“

„Es gilt. Wie gedenkst du es anzufangen?“

„Das ist meine Sache, liebes Kind. Ich erzähle dir nachher genau, wie das Abenteuer verlaufen ist. Präpariere dich nur indessen auf eine tüchtige Standrede, die du deinem galanten Herrn Bräutigam halten wirst.“

„Ich freue mich mächtig auf deinen Hereinfall, Elli. Du wirst schön abblitzen.“

„Freu dich nicht zu früh! Und dann, Kläre: nimm's nicht tragisch, wenn wir ihn bei einer kleinen Schwäche ertappen. Ich sage ja: die Männer sind alle so. Wenn er reuig und windelweich um Gnade bettelt, dann nimm ihn wieder an.“

„Dazu kommt's nicht, Elli. Mach dich schön wie eine Grazie und binde dir den Anmutsgürtel der Göttin der Schönheit um — du wirst nichts ausrichten.“

Dieses Gespräch fand zwischen den beiden Freundinnen Elli Vahrenhorst, der Gattin eines Rechtsanwalts in Braunschweig, und Kläre Bentwig, die den

jungen Maler Herbert Milenski in kurzem heiraten wollte, in Hannover statt, in der Wohnung der Eltern der Braut. Rechtsanwalt Doktor Vahrenhorst und Frau Gemahlin befanden sich zum Besuch von Verwandten in der Leinestadt, und die hübsche, lebenslustige Elli hatte bald nach der Ankunft die alte Schulkameradin aufgesucht, mit der sie zusammen die Bildungsanstalt für höhere Töchter von Stufe zu Stufe durchgemacht hatte, meistens sogar als Bankkameradin.

„Wir sind doch zwei wunderliche Leutchen, du und ich, Kläre. Kaum haben wir uns wieder gefunden, da haben wir uns schon beim Wickel und streiten uns. Wir konnten uns ja immer so wunderschön zanken."

„Ja," lachte Kläre, „genau wie in der Schule. Wir sind in dieser Beziehung noch ganz die beiden alten Schulmädels."

Sie umarmte die Freundin und küßte sie.

„Ach Gott," meinte Frau Elli Vahrenhorst, „wann werde ich mal sittsam werden!" —

Eine halbe Stunde später erzählte sie brühwarm ihrem Mann die Abmachung mit Kläre. Sie konnte nicht gut lange etwas auf dem Herzen behalten.

„'ne nette Geschichte!" sagte Vahrenhorst.

„Nicht wahr — das wird ein Spaß! Kläre wird was erleben."

„Du mißverstehst mich durchaus, liebe Elli. Ich meinte die Bemerkung natürlich ironisch. Es ist ein ganz schlechter Spaß."

„Aber Fritz, du bist doch sonst kein Spielverderber! Laß mir doch mein Vergnügen! Hu, was setzt du für eine strenge Richtermiene auf!"

„Liebe Elli, der Spaß kann sehr schlecht enden. Wenn du die beiden nun auseinanderbringst, deine Freundin Kläre und den Maler — wie heißt er doch?"

„Milenski, du Kunstbarbar! Der neueste Stern, von dem alle Welt spricht!“

„Also, wenn du ein Unglück anstiftest und das Brautpaar veruneinigst dadurch, daß du diesen Stern aus seiner ordentlichen Bahn lenkst —“

„So schlimm wird's nicht werden, Fritz. Wenn der vermeintliche Tugendbold seinen Fall gebeichtet hat, wird ihm prompt Pardon gewährt. Das ist mit Kläre abgemacht. Mein Gott, wir spielen ja doch nur Theater!“

„Einerlei, Elli —“

„Ich will ja nur einen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung haben, daß alle Männer bei gegebener Gelegenheit es mit der Treue nicht genau nehmen.“

„Das ist ein viel zu hartes Urteil über uns Männer.“

„Ein verdientes, Männe. Tu doch nicht so.“

„Elli, denke einmal vernünftig nach. Du bist eine verheiratete Frau. Verheiratete Frauen geben sich zu solchen Streichen nicht mehr her. Du bist doch kein tolles Mädel mehr, hast eine angesehene Stellung in der Welt und mußt deine Würde wahren.“

Statt aller Antwort sprang sie ihm auf den Schoß und küßte ihn ab. „Ach, was für ein lieber, herziger Mann bist du, besonders wenn du so gemessen und gravitätisch redest — entzückend bist du dann, Fritz!“

Er machte sich lachend los. „Du bist und bleibst ein Unband.“

„Aber ein lieber — gelt? Und nun läßt du mir das Vergnügen — nicht?“

„Noch etwas, Elli: es mag dir vielleicht gelingen, den Maler zu irgend einer Unbesonnenheit zu verleiten — ich glaube, du bist dazu schon imstande, Schatz. Maler sind eben besondere Leute, ein biß-

chen extravagant, manchmal auch ein bißchen windig und leicht —“

„Ach, Fritz, du bist köstlich! Wie fein du der allgemeinen Schwäche der Männer ein Mäntelchen umhängst! Der arme Maler! Er kann wirklich nichts dafür, daß er ein Windbeutel ist, denn alle Maler sind so! Göttlich! Fritz, was für ein Rechtsverdreher du bist!“

Auf des Rechtsanwalts Stirn zeigte sich eine Falte des Unmuts. „Nun ist es genug, Elli. Mit Gründen wird man bei euch Weibern nicht fertig. Ihr hört einfach nicht darauf und besteht doch auf euren törichten Gelüsten. Man muß euch anders kommen. Also kurz und gut: ich verbiete dir das gefährliche Spiel.“

„Tyrann!“

„Wer eine so unvernünftige Frau hat, muß zuweilen ein Tyrann sein. Wie dachtest du dir denn den Verlauf des Abenteuers?“

„Nun — ich bestelle den feuerfesten Herrn zu einem kleinen Rendezvous —“

„Schäm dich, Elli!“

„Was willst du — es ist ja nur eine Posse. Oder ich rück' ihm aufs Atelier und mach' ihm dort ein wenig heiß.“

„Gut, daß ich die Anschläge kenne. Kraft meiner Autorität als Ehemann und mit dem Recht —“

Sie hielt ihm den Mund zu. „Spar die lange Rede für den Gerichtssaal, Fritz. Also ich geh' nicht hin. Mein Herr und Gebieter soll seinen Willen haben.“

„Endlich!“

„Ich hab' auch schon einen anderen Plan.“

„Nanu?“ fragte er mißtrauisch. „Darf ich den nicht auch wissen?“

„Warum nicht? Hanna Greve soll statt meiner hin.

Die tut's gleich, wenn ich sie bitte. Für die ist das ein gefundenes Fressen. Und sie macht's vielleicht noch viel besser als ich. Du kennst doch Hanna Greve?"

„Das kleine schwarze kokette Ding?"

„Sprich nicht so wegwerfend von meinen Freundinnen, Fritz. Die hat ein goldenes Herz und im Grunde sehr tüchtige Lebensansichten. Für ihr Temperament kann sie nicht."

„Also ähnlich wie meine Frau."

„Bitte sehr. In der Beurteilung weiblicher Charaktere macht ihr Männer fortwährend Schnitzer."

„Aber in einem Punkte seid ihr völlig gleich: ihr habt beide dasselbe gesegnete Mundwerk."

„Gut, daß sie das nicht hört, Männe. Und dabei hat sie dich neulich noch so gelobt und gesagt, du seist ein sehr galanter und interessanter Mann."

„Also die soll —"

„Ich gehe sofort zu ihr. Oder muß ich auch jetzt vorher um die hohe Erlaubnis einkommen?"

„Wenn Fräulein Greve sich dazu hergibt — meinetwegen. Ich bin doch ihr Vormund nicht. — Elli, es wäre aber wirklich vernünftiger, die Hände davon zu lassen und nicht mit dem Feuer zu spielen."

„Vernünftig!" machte sie ihm nach. „Dein drittes Wort ist ‚vernünftig'. Gott, wie langweilig wäre die Welt, wenn lauter vernünftige Leute darin wären! Vernünftig werde ich, wenn ich alt bin — es hat also noch ein bißchen Zeit." Sie warf einen Blick in den Spiegel. „Brr — daran muß man gar nicht denken."

Sie warf ihm eine Kußhand zu und verschwand.

Eine Fahrt mit der Elektrischen brachte sie rasch vor Hannas Haus.

„Tag, Hanna!"

„Tag, Elli! Setz dich. Oder, wenn du Lust hast,

setz dich nicht, sondern geh mit mir und begleite mich. Ich hab' Einkäufe vor."

„Gern. Aber vorher hör mich fünf Minuten an."

„Wichtige Sache?"

„Sehr wichtig."

Hanna saß mit einem Schwung auf einem niedrigen Tisch und ließ die Füße baumeln. „Los!"

„Es handelt sich um einen jungen Maler."

„Ach!"

„Herbert Milenski heißt er. Kennst du ihn?"

„Ist mir noch nicht vorgestellt. Seine Bilder, die er ausgestellt hat, die hab' ich gesehen."

„Hübsch?"

Sie zog die runden Schultern hoch. „Geschmacksache, Elli. In Bildern bin ich sehr dumm."

„Wie malt er denn?"

„Es soll ganz was Besonderes sein."

„Ich werde es mir doch ansehen. Nun paß auf: der Milenski hat eine Braut —"

„Stimmt. Er ist mit Fräulein Bentwig verlobt."

„Kennst du Kläre Bentwig schon? Sie ist meine Freundin."

„Fräulein Bentwig kenne ich nur sehr oberflächlich."

„Denk dir, Kläre hat allen Ernstes behauptet, ihr Bräutigam, der Maler, sei für andere weibliche Wesen gänzlich unempfänglich. Keiner würde es gelingen, ihn zu einer kleinen Unbesonnenheit hinzureißen. Glaubst du das?"

„Weiß ich doch nicht. Es wird wohl solche geben."

„Gibt's nicht, Hanna. Die Männer sind alle schwach. Kurz und gut, ich hab' ihr widersprochen. Ich hab' mich anheischig gemacht, den vermeintlichen Eisblock aufzutauen, und sie hat mich ausgelacht. Mein Mann

hat mir aber verboten, den Spaß auszuführen. Kennst ja meinen Mann, wie der zuweilen sein kann."

„So, und nun soll ich —"

„Erraten. Nun mußt du's besorgen, Hanna."

„Dazu verspüre ich gar keine Lust."

„Ein einziges kleines Rendezvous mit ihm — weiter nichts, Hanna. Du machst ihm ein paar Avancen — und er fällt darauf hinein. Dann gehen wir zu Kläre, und ich hab' meinen Triumph."

„Ihr hättet euch wirklich was Klügeres ausdenken können, Elli."

„Aber Hanna, du bist doch sonst nicht so zimperlich!"

„Die Geschichte könnte dumme Folgen haben."

„Nun siehst du auch gleich Gespenster! Nein, Hanna, bei meinem Mann hab' ich klein beigeben müssen, aber von dir geh' ich nicht eher fort, als bis ich deine Einwilligung habe."

„Na, dann muß ich wohl ja sagen, sonst komme ich nicht zu meinen Einkäufen."

„Wirklich?"

„Das Ja kommt mir aber nicht von Herzen. Du bist nun zwei Jahre verheiratet, Elli, merklich gesetzter bist du dabei nicht geworden. Das ist ein rechter Backfischstreich, und wir sind doch keine Backfische mehr!"

„Wie kommst du mir nur vor, Hanna? Du redest gerade so wie mein Mann. Überhaupt — ihr seid alle ein bißchen philisterhaft angeräuchert. Unvernünftig vernünftig seid ihr."

„Ich bin einundzwanzig, Elli."

„Und ich zweiundzwanzig. Liebste Hanna, mach nicht so ein Gesicht, als wärst du meine Gouvernante. Sieh die Sache vom richtigen Standpunkt an, als einen Karnevalsscherz. Wenn du dem guten Milenski mit

dieser säuerlichen Miene entgegentrittst, verliebt er sich natürlich nicht in dich, und ich verliere."

Hanna schüttelte den hübschen schwarzen Lockenkopf. „Du bist ein kleines Scheusal, Elli."

„Weiß ich."

„Es wäre doch gerade nett, wenn der Herr sich als Biedermann entpuppte, als ein Charakter. Oder findest du das nicht? Was würdest du sagen, wenn dein Mann sich von irgend einem hübschen Lärvchen gleich hinreißen ließe? Dem würdest du eine schöne Standrede halten!"

„Natürlich — mit Wonne!"

Elli hatte sich an Hanna Greves Schreibtisch gesetzt und suchte nach Schreibmaterial.

„Hast du vielleicht ein nettes Kärtchen in Mattrosa? Und ein paar Tropfen diskretes Parfüm? Das gehört zu einem richtigen Billetdoux. Zeig mal her. Dies zum Beispiel geht schon."

„Hochverehrter Herr Milenski!" schrieb sie. „Eine Dame, die von Ihrer Kunst hingerissen ist, ersucht Sie flehend um eine Unterredung. Sie wird am Freitag abend acht Uhr an der Eilenriede sein, Ecke Königstraße. Erkennungszeichen: eine rote und eine weiße Rose an der Brust. Um Gewährung dieser Bitte ersucht dringend N. N."

Sie ließ Hanna lesen, adressierte und kuvertierte den Brief.

„Sehr plump!" kritisierte die Freundin. „Du glaubst doch nicht, daß er kommen wird?"

„Wenn er nicht kommt, probieren wir's auf andere Weise. Vielleicht kommt er aber doch. Ich kenne ja die Männer."

Hanna lachte lustig auf. „Ich werde also hingehen, Elli. Wenn du die Sache so anfängst, ist ja nichts

dabei. Wenn der Herr Maler auf solch einen durchsichtigen Wisch hereinfällt, dann hat er's nicht besser verdient, und deine Freundin Kläre täte besser, sich vorher noch dreimal zu besinnen, ehe sie es mit ihm riskiert. Wenn er zärtlich werden sollte — na, da werde ich ihm schon Bescheid sagen."

„Siehst du wohl, Hanna!"

„Tröste dich, er wird nicht kommen!"

„Abwarten!"

Sie gingen fort und kauften ein. Manch ein bewundernder Blick fiel dabei auf die beiden jugendfrischen, schlanken Gestalten.

Im Nordosten der Stadt, wo der liebliche Waldgürtel der Eilenriede endet und eine Fülle prächtiger Neubauten entstanden ist, hatte Herbert Milenski in idyllischer Zurückgezogenheit Wohnung und Atelier. Die Villa lag versteckt in einem Garten, der mit der Umzäunung an eine stille Straße stieß, weit ab vom Lärm und Getriebe der Großstadt.

Sehr anspruchslos war seine Künstlerwerkstätte eingerichtet. Kein aus allen vier Himmelsrichtungen zusammengekaufter, in malerischer Unordnung durcheinandergewürfelter Kram zierte die Wände, verblüffend einfach war die Umgebung, in der der Meister schaffte.

Die Atelierwände waren auch nicht vollgehängt mit unverkauften Bildern, denn was er schuf, das fand sofort reißenden Absatz. Er war in Mode.

Er selbst war einfach geblieben und anspruchslos, sein junger Ruhm war ihm nicht zu Kopf gestiegen wie ein berauschender Trank.

Er malte eben, mit einem gelbweißen Kittel angetan, an einem Pastellbildchen seiner Braut. Kläres

liebliches Gesichtchen war so gut wie fertig und lächelte ihm in lebenswahrer Ähnlichkeit entgegen.

Da trat Besuch ein, Milenskis langjähriger Freund Werner Hobrecht. Der junge, elegant gekleidete Herr warf sich auf ein niedriges Sofa und zündete sich eine von den bereitstehenden Zigaretten an.

„Du, Herbert, ich habe eine zusagende Beschäftigung für mich gefunden. Die Zeit des Bummelns ist zu Ende."

Milenski wandte sich lächelnd von seiner Arbeit ab. „Das hast du schon hundertmal gesagt, mein Junge. Es ist aber immer nichts geworden."

„Aber jetzt wird etwas daraus. Meinst du nicht auch, daß ich zum Journalisten und Kunstkritiker passe? Der Mensch will doch was zu tun haben! Hätten mich meine Eltern nicht allzu sorglich mit irdischem Mammon versehen, so wären meine Talente wohl schon eher ans Tageslicht gekommen."

Milenski legte die Palette hin und nahm sich auch eine Zigarette. „Du bist eigentlich in einer beneidenswerten Lage, Werner. Bist noch jung, hast die freie Verfügung über ein großes Vermögen und —"

„Ja, beneidenswert. Das sagst du so. Ich finde dich tausendmal beneidenswerter. Hast dich aus eigener Kraft emporgearbeitet, bist eine Berühmtheit geworden — Mensch, du mußt dir doch selbst manchmal vorkommen wie ein Günstling der Götter! Fast jeden Tag bringen die Zeitungen was Neues über dich. Etwas weniger Weihrauch betäubt schon den gewöhnlichen Sterblichen, und es wundert mich über die Maßen, daß du derselbe liebe Kerl geblieben bist."

„Der Ruhm ist so flüchtig wie die Wolke des Weihrauchs," sagte Milenski kurz.

Werner Hobrecht blätterte in den Briefschaften, die

auf dem Tischchen lagen. „Ein — zwei — drei Liebesbriefchen," zählte er. „Wenigstens nach der Handschrift zu urteilen, nach dem Amorettenformat und dem Parfüm."

„Nur ein trauriger Beweis dafür, wie viele unreife, überspannte Dämchen es hier in der Stadt gibt. Sicher meist halbwüchsige Backfische, die irgend eine Anbetung haben müssen."

„Was machst du damit, Herbert?"

„Sie gehen alle den Weg ins Feuer. Ich öffne sie kaum noch."

„Natürlich, wenn man eine solche Braut hat —" Er trat an das Bild heran und betrachtete es.

„Auch wenn ich keine hätte, Werner."

„Oho!"

„Glaub mir, es ist wenig Romantik dabei. Lerntest du eine von den verrückten Schreiberinnen kennen, du hättest sofort genug."

„Mehr als ein amüsantes Abenteuerchen käme ja natürlich nicht dabei heraus. Aber wer erwartet auch mehr?"

Milenski wandte sich wieder der Arbeit zu, und Werner Hobrecht öffnete eines der Schreiben und las den Inhalt laut vor.

„Höre nur: ‚Hochverehrter Herr Milenski! Eine Dame, die von Ihrer Kunst hingerissen ist, ersucht Sie flehend um eine Unterredung. Sie wird am Freitag abend um acht Uhr an der Eilenriede sein, Ecke Königstraße. Erkennungszeichen: eine rote und eine weiße Rose an der Brust. Um Gewährung dieser Bitte ersucht dringend N. N.' — Und die läßt du schmachten?"

„Ich trete sie dir mit Vergnügen ab, Werner."

„Nicht übel. Heute abend hab' ich doch nichts Gescheites vor."

„Ich dachte, du hättest nun eine zusagende Beschäftigung?“ Er lachte laut auf. „Immer noch der alte Don Juan, Werner? Bekommt man denn das ewige Flirten nicht endlich satt?“

„Da hört man den jungen Bräutigam reden. Lieber Junge, heiraten kann man nie spät genug.“

„Moderne Weisheit! Jung gefreit, hat niemand gereut, sagten unsere Großmütter. Und es ist was daran.“

Sie schüttelten sich die Hände, und Hobrecht ging. Sein Entschluß, regelrecht zu arbeiten, war doch wohl nicht so ganz ernst gemeint gewesen, denn er verbrachte den Tag genau so wie alle anderen. Er besuchte seine Freunde, dinierte gut und lange, machte seine Billardpartie und gedachte schon ins Theater zu gehen, als ihm das von Milenski verschmähte Stelldichein wieder einfiel.

„Das rotweiße Röschen wollen wir uns doch einmal ansehen. Ist sie alt und häßlich, schwenken wir links ab. Aber vielleicht ist sie hübsch und niedlich.“

An der Ecke der Königstraße spazierte Hanna Greve auf und ab, nach Vorschrift mit einer roten und einer weißen Rose an der Brust.

Als sie eine Turmuhr acht schlagen hörte, klopfte ihr das Herz doch ein wenig.

Wenn er nun wirklich käme!

Sie wußte nicht recht, wie sie sich dann benehmen sollte. Sie ging ja nicht auf eigene Rechnung zum Stelldichein, sondern im Auftrag. Sie wartete nicht sehnend auf das Kommen des Geliebten, sondern spielte nur eine Rolle in einer Komödie, um einen Bräutigam auf die Probe zu stellen.

„Guten Abend, mein gnädiges Fräulein!“

Dicht neben ihr tauchte Hobrechts elegante Gestalt

auf, das lachende Gesicht mit dem kecken Schnurrbart ihr zuwendend.

Also doch! Der Leichtfertige — der pflichtvergessene Bräutigam!

„Donnerwetter, was für ein Glück!" dachte Hobrecht. Das war ja was wirklich Hübsches. Das Mädel konnte sich sehen lassen. Fein angezogen dazu.

Die Augen des jungen Mannes redeten eine deutliche Sprache. Hanna Greve war ein forsches und gewandtes Mädchen, aber jetzt war es ihr doch zumute, als ob sie davonlaufen müßte.

„Ich las Ihr reizendes Billett, mein Fräulein, und bin entzückt, in der Trägerin der Rosen eine nicht minder holde Blume zu finden."

Werner Hobrecht verstand sich auf das Süßholzraspeln.

„Der fängt ja gut an!" dachte Hanna. Sie antwortete nichts und ging gesenkten Kopfes neben ihm her.

„Sie hatten den Wunsch, Herbert Milenski persönlich kennen zu lernen?"

„Ja, Herr Milenski," stotterte sie.

„Ach so!" dachte der Pseudo-Milenski. „Sie hält mich natürlich für den Maler. Da darf ich mich nicht verschnappen. — Sehr schmeichelhaft," sagte er laut. „In der Tat — die Kunst braucht Verehrer und Verehrerinnen — hm ja — es besteht sozusagen eine gewisse Wechselwirkung zwischen dem schaffenden Genius und dem Publikum, besonders dem weiblichen."

Hanna erwiderte nichts. Sie mußte sich auf die Lippen beißen, um nicht zu lachen. Das Komische der Situation kam ihr überwältigend zum Bewußtsein.

„Warum schweigt sie denn nur immer?" dachte Hobrecht. Er hatte so etwas wie einen Hymnus auf den göttlichen Meister Milenski erwartet. „Mein liebes

Kind, wollen Sie mir nicht sagen, was Sie auf dem Herzchen haben?"

Hanna schlug die Augen zu ihm auf. Ei, was für ein Paar hübsche Feuerräder hatte das Mädchen!

„Herr Milenski — was werden Sie von mir denken? Gewiß halten Sie mich für ein albernes Gänschen oder gar für ein zudringliches Geschöpf, daß ich es wage, Sie so zu belästigen?"

„Keineswegs, mein Fräulein, das liegt mir wirklich sehr fern. Im Gegenteil — ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen. In dem langweiligen täglichen Dasein —"

„Langweilig? Aber Herr Milenski!"

Hobrecht besann sich schnell. „Äh — bitte mich nicht mißzuverstehen —"

Er fühlte plötzlich, daß seine niedliche Begleiterin nach der anderen Seite der Straße hinlenkte. Dort war es erheblich dunkler, und einsame Wege führten in den Park, wohin das Licht der Straßenbeleuchtung nicht drang.

„Aha!" dachte er ahnungsvoll.

Aber er hatte den wahren Grund nicht erfaßt. Hanna Greve bemerkte nämlich mit Schrecken, daß Doktor Bellermann und Frau auf dem Bürgersteig auf sie zukamen. Ein Zusammenstoß konnte verhängnisvoll werden. Was Frau Doktor Bellermann wußte, das wußte auch bald die ganze Gesellschaft.

Hanna atmete auf. Es schien, daß sie unentdeckt geblieben waren.

Aber sie kam aus dem Regen in die Traufe.

Drüben angelangt fühlte sie, wie ein Männerarm sich zärtlich um ihre Schultern legte und ein Mund dicht an dem ihrigen flüsterte: „Sie süßes, herziges Kind!"

Ein Ruck, und Hanna war frei. In ihren Augen

blitzte es. So ein Don Juan! Hatte eine Braut und benahm sich wie der schlimmste Mädchenverführer!

Aber sie sagte nichts.

Zu rechter Zeit fiel ihr ein, daß sie eine Rolle spielte. — Na, die war jetzt zu Ende! Aktschluß, Vorhang herunter! Elli Vahrenhorst hatte recht behalten.

Sie entwischte ihm so schnell, daß er nicht zu folgen vermochte.

Er stand da mit seinem dümmsten Gesicht.

Was hatte die Kleine mit den kohlschwarzen Augen nun eigentlich gewollt? War er zu schnell gewesen?

Schade, nicht einmal ihren Namen wußte er. Wirklich schade! Wenn er das Milenski erzählte, der lachte ihn gehörig aus.

„Liebste Kläre — hab dich doch nicht so! Tu doch nicht so verzweifelt, und fasse die Sache so auf, wie sie liegt. Er hat's eben gemacht, wie es alle Männer machen. So eine kleine Abschwenkung muß man nicht tragisch nehmen.“

„Nun ist all mein Glück aus, Elli!“

„Ach was, noch lange nicht! Ihr vertragt euch wieder. Natürlich erst nach einer gehörigen Szene und nachdem er reumütig gebeichtet und Besserung fest gelobt hat. Ich sage dir, es ist reizend, wenn die Männer, die sich so gern als Herren fühlen und auf hohem Roß zu sitzen meinen, auf einmal ganz de- und wehmütig sind. Zum Malen sind sie dann in ihrem kläglichen Schuldbewußtsein.“

Kläre hob ihr beträntes Gesicht. „Und ich hätte es nie für möglich gehalten — nie! Mein Herbert! Der sollte so etwas tun können! Sich so grundschlecht benehmen und mich so leichtherzig betrügen! Ach, wie oft hat er mich wohl schon hintergangen!“

„Kleine, Kleine! Nicht so wild, Kleine! Du kennst die Welt noch nicht. Die Welt ist nicht so ideal, wie du sie dir träumst. Und die Männer — na, die muß man nehmen, wie sie sind!"

Kläre schluchzte herzbrechend. „Alles Heuchelei, alles Maske? — Elli, es kann — es kann ja nicht wahr sein! So ist Herbert nicht!"

„Es ist so, wie Hanna Greve mir's erzählt hat. Hanna Greve schneidet nicht auf. Sieh mal, das ist ja ganz gut, daß du schon als Braut —"

„Wie ist das häßlich, Elli — wie gemein! Wem soll man denn nun noch trauen in der Welt? Hat er wirklich gesagt, das Leben sei ihm langweilig?"

„Die Männer reden eben so hin. Du glaubst es nicht, was die fertig kriegen, wenn sie einer imponieren wollen! Da solltest du meinen edlen Gatten mal sehen! Was der zusammenflunkert, wenn er eine hübsche Tischnachbarin hat! Mir sagt er nicht halb so viel Schönes."

„Langweilig! Das Leben mit mir ist ihm langweilig!"

„Hätt' ich dir dies dumme Wort nur nicht mitgeteilt! Nun ist es nicht mehr zu ändern. Du mußt das 'runterkriegen, Kläre."

„Und daß er sie umgefaßt hat, daß er — ach Gott, Elli, wer das seiner Braut zuleide tut, der ist zu allem Schlechten fähig!"

„Ich red' mich heute noch tot an dir! Das war ja nicht recht, Kläre, ganz gewiß nicht, und du mußt ihn es tüchtig fühlen lassen, wie böse du ihm bist. Er muß es merken, daß du ihn jetzt am Zügel hast und daß er kein freier Vogel mehr ist. Aber er ist ein Künstler. Künstler haben Stimmungen — ganz unglaubliche Stimmungen haben die oft. Vielleicht ist er gerade in so einer unberechenbaren Stimmung gewesen."

„Geh, Elli — du bist auch schlecht! Ihr seid alle schlecht! Wie kann man diese entsetzliche Geschichte nur so leicht nehmen! Ich kann's nicht. Ich kann ihn überhaupt nie wiedersehen —"

„Torheit, Kläre —"

Kläre Bentwig sprang auf. „Und ich glaub's doch nicht! Nichts glaube ich dir, und wenn's deine Freundin auch selbst erlebt haben will! Es ist alles nicht wahr! Es ist alles Lüge! Herbert ist ein Ehrenmann — ein fleckenloser Charakter. Ich glaub's nicht — ich glaub's nicht! Ich glaube es erst, wenn er es mir selbst sagt —"

Versteinert blickte sie nach der Tür. In derselben stand Herbert Milenski.

„Kläre — warum schreist du so? Was ist dir denn?"

„Herbert!" Sie sank fast in die Knie. „Herbert — sag mir's, mir, deiner Braut, der du Treue angelobt hast. Bist du gestern an der Eilenriede mit einer — mit einer Dame zusammen gegangen, hast ihr Zärtlichkeiten gesagt, sie umgefaßt und —"

„Wer behauptet das?"

„Ich!" Elli richtete sich hoch auf.

„Wie kommen Sie zu einer so wahnwitzigen Verleumdung?"

„Bitte, mein Herr. Leugnen Sie nicht, sondern beichten Sie! Hier Ihre liebe Braut verlangt, daß Sie Ihre Schandtat bekennen! Oh, diese Männer! Also bitte, keine Ausflüchte —"

„Herbert — kann das denn wirklich wahr sein?"

„Kläre, beruhige dich — es ist ja heller Unsinn! — Und auch Sie, gnädige Frau, ersuche ich höflichst um einen Augenblick Ruhe. Wann soll ich gestern an der Eilenriede gewesen sein?"

„Um acht Uhr abends."

„Um acht Uhr abends war ich in meiner Wohnung.

Ich bin überhaupt seit sechs Uhr nachmittags nicht mehr ausgegangen. Dafür habe ich Zeugen."

„Herbert!" Kläre lag an seiner Brust. „O Herbert, man hat mich schrecklich geängstet, so Abscheuliches hat man erzählt — aber nun ist alles nicht wahr, und ich bin wieder glücklich! Ich konnte mir's auch von dir gar nicht denken!"

Herbert Milenski löste Kläres Arme. „Ich darf wohl nun um eine genaue Erzählung bitten, gnädige Frau," wendete er sich an Elli.

Elli Vahrenhorst konnte sich winden, wie sie wollte, es half ihr nichts — jetzt war die Reihe an ihr, zu beichten. Die leichtfertig eingefädelte Intrige kam an den Tag. Sehr zaghaft und stockend brachte sie's zuwege.

„Hilf mir doch ein bißchen dabei, Kläre! Sag ihm doch, daß wir uns nichts Schlimmes dabei gedacht haben —"

„Gnädige Frau, das war ein schlechter Spaß."

Das mußte sie einstecken. Hu, was für Augen er machte!

Kläre trat triumphierend an sie heran und legte die Hände auf ihre Schultern. „Bekenne, Elli, daß es noch echte Männer gibt! Hier steht einer. — Ach, Herbert, ich bin ja so überglücklich!"

„Wie konnte in Ihrem Kopf nur eine so tolle Idee entstehen, Frau Vahrenhorst? Wie konnten Sie so viel leichtfertig aufs Spiel setzen?"

Elli wich einen Schritt vor ihm zurück. Sie versuchte auch gar nicht, wie sie es wohl sonst gern tat, der unangenehmen Sache ein fideles Mäntelchen umzuhängen. „Ach, bitte," sagte sie nur, „nun ist es wohl genug. Ich bin ja geschlagen. Ich bin ja ganz geknickt. Ich begreife nur immer noch eines nicht —"

„Wer der Übeltäter gestern abend gewesen ist? Das

will ich Ihnen nun erklären, gnädige Frau. Das war ein gewisser Werner Hobrecht, sonst ein ganz guter Geselle, nur zuweilen ein etwas leichtes Blut. Der hat das von Ihnen, gnädige Frau, verfaßte hübsche Briefchen bei mir gefunden und sich zunutze gemacht. Kann mir lebhaft vorstellen, wie der Schwerenöter dabei vorgegangen ist."

Die unverbesserliche Elli fand ihren alten kecken Ton schon wieder. „So ist das also gewesen!" rief sie aus. „Aber das ist ja beinahe wie ein ganzes Lustspiel! Da ist die gute Hanna Greve an einen ganz Falschen geraten! Nein, das muß ich ihr doch gleich erzählen. Die wird Augen machen!"

Sie benützte diese Gelegenheit zu einem einigermaßen gedeckten Rückzug.

„Adieu, liebste Kläre! Ich freue mich wirklich — wirklich, von ganzem Herzen freue ich mich, daß die Angelegenheit sich so befriedigend aufklärt. — Sie werden mir doch nicht weiter böse sein, verehrter Herr Milenski? — Ja, ja, Sie haben ganz recht, es war ein bißchen unüberlegt. Ich denke, wir werden aber doch noch gut Freund miteinander. Ich bin wirklich nicht so schlimm, wie Sie vielleicht jetzt denken. Mein Mann sagt auch: ‚Elli, du hast ein gutes Herz, aber wann wirst du vernünftig? Na, er wird trotzdem mit mir fertig. Nochmals adieu, ihr Lieben! — Herr Milenski, ich erkläre Sie feierlich als Musterbräutigam! — Adieu, liebste Kläre, auf Wiedersehen!"

Krachend fiel die Tür hinter ihr ins Schloß.

„Heitere Sachen, liebe Elli — wirklich, recht heitere Geschichten!"

Rechtsanwalt Doktor Vahrenhorst durchmaß mit langen Schritten das Zimmer.

„Was ist denn los, Männe?“

„Folgendes ist los: Deine Freundin Hanna Greve war hier und klagte mir ihr Leid. Das arme Mädchen war aus Rand und Band vor Kummer. Und wer trägt die Schuld? — Du!“

„Ich?“

„Ja, du allein. Du hast sie zu dem verwünschten Stelldichein angestiftet, hast ihr so lange zugesetzt, bis sie sich breitschlagen ließ. Nun hat sie die Folgen. Ihr guter Ruf ist hin.“

„Red doch nicht so, Fritz —“

„Es kommt alles an den Tag, Elli, und wenn's auch noch so fein gesponnen wäre, gerade wie bei den großen Kapitalverbrechen. Ich brauche dir nur eines zu sagen, und du weißt genug: Frau Doktor Bellermann hat sie an jenem Abend gesehen, wie sie mit dem jungen Hobrecht — muß übrigens ein netter Herr sein — an der Eilenriede Arm in Arm gegangen ist. Sie will sogar gesehen haben, daß sie sich —“

„Aber das ist ja gar nicht wahr, Fritz!“

„Ganz egal, Elli. Man sagt es jetzt überall, und das genügt. Dieses ‚man‘ ist ein schreckliches Ungeheuer. Wer ihm zwischen die Zähne kommt, den verschlingt es. Das arme Mädchen tut mir von Herzen leid.“

„Aber daran bin ich doch nicht schuld. Ich habe doch den jungen Hobrecht nicht hinbestellt. Ich habe mir gedacht, daß Milenski —“

„Du wäschst dich nicht rein, Elli. Ich habe dir gleich gesagt, als du mir mit dem dummen Plan auf den Leib rücktest, du sollest die Finger davon lassen. Du wolltest aber um jeden Preis deinen Jux haben. Nun hast du dir die Finger verbrannt, aber gründlich!“

„Da muß ich doch gleich hin zu Hanna —“

„Bleib lieber hier. Du bekommst da nichts An-

genehmes zu hören. Hannas Vater ist außer sich. Du kannst dir denken, daß sein Zorn, nachdem er alles erfahren hat, sich weniger auf sein unschuldiges Kind entladen hat, das nur so unbesonnen war, deinen Bitten nachzugeben, sondern auf jemand anders. Hanna hat sich sonst tadellos benommen. Aber dir rate ich dringend — geh lieber nicht hin."

Elli war dem Weinen nahe. „Fritz — das ist ja schrecklich! Du weißt doch, daß ich wahrhaftig nichts Böses beabsichtigt habe —"

„Man trägt die Folgen seiner Handlungen."

„Aber was soll ich tun, Fritz — rate mir, bester Fritz —"

„Bist du wirklich einmal mit deiner Weisheit zu Ende? Ja, nun soll der liebe Fritz raten. Aber er weiß auch nichts, obgleich er ein ‚Rechtsverdreher' ist. Die Karre ist gründlich verfahren."

Elli Vahrenhorst weinte wirklich.

„Das beste wäre, Hanna Greve verschwindet erst einmal eine Zeitlang, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist. Sie darf sich jetzt ja nirgends mehr sehen lassen. Oder weißt du etwas Besseres?"

„Wenn sich —" Elli sah schüchtern auf — „wenn sich die beiden nun heirateten?"

Der Rechtsanwalt lachte laut heraus. „Das wäre allerdings die beste Lösung! Aber den Gefallen tun sie dir nicht, Elli! ‚Sie' wird ‚ihn' wohl von Grund der Seele als scheusäliges Ungeheuer verabscheuen und hassen, und er —"

„Er soll ja eine sehr gute Partie sein."

„Ach, Elli, du bist köstlich! Laß nur ja das Heiratsstiften! Damit fällst du noch gründlicher herein als mit deinem verunglückten Stelldichein!"

„Ich tu's ja auch nicht. — Ach, Fritz, sei doch wieder

gut! Du hast nun einmal eine dumme Frau, die nicht recht überlegt, was sie anfängt."

Er nahm sie in den Arm, und sie kuschelte sich an seine Brust.

„Es kann gewiß noch alles gut werden, Fritz. Weißt du, was Hanna Greve mir gesagt hat, als sie noch glaubte, sie sei mit dem Maler zusammen gewesen? Er sei sonst ein hübscher, netter, eleganter Mann, hat sie gesagt, der ihr wohl hätte gefallen können, wenn er nicht ein solcher Leichtfuß wäre!"

„Und daraus suchst du dir nun das Beste heraus und baust davon ein neues Kartenhaus? Ach, Elli! Wie würdest du triumphieren, wenn aus dem Unmöglichen Wirklichkeit würde! ‚Seht ihr wohl, das ist mein Werk,' würdest du sagen, ‚denn ich habe die beiden zusammengebracht.' Und wir anderen ständen schließlich als die Dummen da."

„Ich gehe doch zu Hanna. Mag der alte Rat Greve mir auch ein Gesicht schneiden und loswettern — ich werd' schon mit ihm fertig. Meinst du nicht auch? — Adieu, Fritz — mach nicht so ein Gesicht, Fritz!"

„Aber keine Heiratspläne, Elli, hörst du?"

„Was meinst du dazu, Herbert? Ich werde mir jetzt den Zylinder aufsetzen und zum Rat Greve gehen."

„Damit er dich in aller Gelassenheit vor die Tür setzt? Das Recht dazu hätte er schon."

„Aber ich muß doch wieder gutmachen! Die ganze Geschichte ist mir höchst fatal. Hätte ich gewußt, daß ich ein Mädchen aus der ersten Gesellschaft der Stadt vor mir hatte —"

„Hättest du sie nicht gleich beim Kopf genommen. Ja, so viel Taktik traue ich dir schon zu, Werner. Du weißt die Sorten voneinander zu halten."

„Spotte nicht! Ich bin dem Mädchen Genugtuung schuldig. Das einzige, was zu meiner Entschuldigung gesagt werden kann, ist, daß es Fräulein Hanna gefallen hat, Komödie zu spielen und sich durch Vorspiegelung falscher Tatsachen in Gefahr zu begeben. Aber alles übrige ist meine Schuld."

„Nun hab dich nur nicht so, Werner! Du kommst mir mit deinem Übereifer sehr verdächtig vor."

„Wieso?"

„Die Sache liegt ja ganz anders. Auf dich wirft ja niemand einen Stein, Werner. Die Riesenschuld, die du dir beimißt, ist gar nicht vorhanden. Daß ein junger Mensch die Gelegenheit beim Schopf nimmt, wenn eine unvorsichtige junge Dame sich ihm in so verfänglicher Lage darbietet, das findet man ganz natürlich. Die jungen Leute sind alle so, heißt es einfach. Nee, Werner, die ganze Schuld kriegt das Mädchen. Warum verläßt sie so leichtsinnig die Pfade der Tugend und Sittsamkeit! — Noch mehr Schuld als Hanna hat aber eine gewisse Frau Rechtsanwalt Doktor Vahrenhorst. Der habe ich auch gründlich meine Meinung gesagt. Das ist ein beinahe gemeingefährliches Weib mit ihren Ränken und Anschlägen. Meine Kläre hat sie zu Tode geängstigt. Vor der nimm dich in acht!"

„Mag alles sein, Herbert, aber sieh mal, ich —"

„Nun redest du schon wieder von dir, und das ist mir, wie ich sagte, sehr verdächtig. Du brauchst gar nicht hinzugehen und um Entschuldigung zu bitten. Das verlangt der alte Greve gar nicht."

„Es liegt mir aber daran, daß mich die Familie mit anderen Augen ansieht. Besonders auch Hanna selbst. Es peinigt mich, daß sie Schlechtes von mir denkt."

Herbert Milenski nickte. „Ganz richtig. Die Symptome sind ganz richtig."

„Ich muß die Geschichte wieder in Ordnung bringen," fuhr Hobrecht, ohne den Einwurf zu beachten, eifrig fort. „Du glaubst nicht, wie viel mir daran liegt! So ein feines, nettes, liebes Mädchen, und durch mich in die schiefe und fatale Lage gebracht!"

Milenski sah den Freund lustig lächelnd an. „Ganz schön. Du meinst es bieder und ehrlich, Werner. Aber wie denkst du dir die Einrenkung des Falles? Meines Wissens gibt es nur eine Genugtuung, die allerdings allem Gerede ein Ende macht: du müßtest ihr in aller Form einen Antrag machen —"

Werner Hobrecht errötete.

„Aber du weißt, das geht nicht. Sie nimmt dich nicht. So einen, der abends die Straßen unsicher macht und auf die Jagd geht nach hübschen Mädchen —"

„Nun hör aber auf! Das weißt du selbst, daß ich so schlimm nicht bin. Ich bin genau so gut und so schlecht wie die anderen. Es war eben heilloses Pech."

„Ja, mein Sohn, das kommt davon. Ich habe dir abgeraten, wie du mir bezeugen kannst. Du bist selbst an deinem Hereinfall schuld."

„Was mach' ich nur?"

„Versuch dein Heil. Mehr als einen Korb riskierst du nicht."

„Als ob das eine Bagatelle wäre! Wie er das sagt: ‚Mehr als einen Korb riskierst du nicht!' Das ist es ja gerade, Mensch!"

„Dann bist du also regelrecht — verliebt! Wenn du keinen Korb zu erwarten hättest, wärst du wohl schon längst dagewesen?"

Hobrecht rannte im Zimmer herum. „Eine scheußliche Geschichte! Wenn ich sie nur einmal sprechen

könnte! Wenn man mich nur anhören wollte! Es würde mir schon gelingen, Hanna von mir eine bessere Meinung beizubringen und dem Vater auch!"

„Die Vergünstigung wird dir wohl nicht werden, mein Lieber. Man baut dem Räuber keine Ehrenpforten zum Empfang, wenn er kurz vorher in die friedlichen Hütten eingebrochen ist. Du kannst ihnen leider nicht beibringen, was für ein edler Mensch du im Grunde bist."

„Lieber Herbert, laß die spöttischen Redensarten und hilf mir lieber. Könntest du nicht —"

„Nee, Werner, die Sache mußt du schon selbst besorgen. Ich mische mich grundsätzlich nicht in anderer Menschen Angelegenheiten. Es kommt nichts Gutes dabei heraus, und man hat nur Schaden davon."

Werner Hobrecht hielt in seiner Wanderung inne. „Irgend etwas muß geschehen, und ich werde den rechten Weg schon finden."

„Meinen Segen zum fröhlichen Gelingen im voraus!"

Werner Hobrecht kam vor eine verschlossene Tür. Ebenso erging es Frau Vahrenhorst, die schon früher dagewesen war.

Rat Greve war mit seiner Tochter verreist — unbestimmt auf wie lange, und unbestimmt wohin.

Auf der Kurpromenade von Bad Ems erging sich jeden Tag morgens, mittags und abends, das vorgeschriebene Quantum heilkräftigen Wassers zu sich nehmend, ein alter, hoher, weißbärtiger Herr mit seiner wunderhübschen Tochter. Er wanderte dieselbe Bahn, die einst die ehrfurchtgebietende Gestalt des deutschen

Kaisers auf und ab geschritten war, und er sah demselben sogar in Haltung und Gesichtszügen nicht unähnlich, eine Zufälligkeit, die von dem übrigen Badepublikum wohl bemerkt wurde.

Rat Greve trug das Kinn stets sorgfältig ausrasiert, ging immer höchst vornehm gekleidet und war nie ohne den hohen blanken Zylinder.

Hanna Greve sah zum Entzücken frisch und munter aus, und es fehlte ihr nicht an bewundernden Blicken. Mancher hätte wohl gern die Bekanntschaft von Vater und Tochter gemacht, doch verhielten sich Greves sehr zurückhaltend und wünschten nicht in den gesellschaftlichen Trubel hineingezogen zu werden.

„Ich bin ausschließlich zur Kur hier,“ sagte der Rat dem Kurdirektor, „und will ganz meiner Gesundheit leben. Verkehr habe ich zu Hause übergenug.“

Nach der Mittagsmahlzeit pflegte sich Hanna allein in den Anlagen des Kurhotels zu ergehen. Dann war es dort leer und still, denn die meisten Gäste lagen der Arbeit des Verdauens ob.

Sie hatte dort einen Lieblingsplatz unter einer schattigen Kastanie; auch genoß sie hier einen reizvollen Blick auf die Abhänge zu beiden Ufern der Lahn.

An einem weichen, stillen Sommertag stand plötzlich, als habe ihn ein Luftfahrzeug hierher getragen, Werner Hobrecht vor ihr.

Sie erkannte ihn auf den ersten Blick wieder und erblaßte jäh.

„Mein Herr — wie können Sie es wagen —“

„Ich weiß, daß ich viel wage, mein gnädiges Fräulein. Ich weiß, daß ich mit diesem kühnen Schritt, mich Ihnen in den Weg zu stellen, mich vielleicht um den Rest der Achtung bringe, den ich etwa noch bei Ihnen habe. Ja, ich bin Ihnen nachgereist. Ich habe

erkundet, wohin Sie plötzlich verschwunden waren, in der wohlüberlegten Absicht, Sie zu sprechen, werde daraus, was es will. Sie sehen, ich lege meine Karten ganz offen auf den Tisch, gnädiges Fräulein."

Hanna hatte sich gefaßt. Sie erwiderte sehr kühl: „Und zu welchem Zweck, mein Herr?"

„Nur um Ihnen die Bitte vorlegen zu dürfen, mich eine Viertelstunde anzuhören."

„Das ist in der Tat wenig für eine so weite Reise. Ich wüßte übrigens nicht, was Sie mir noch Neues zu sagen hätten."

„Für mich bedeutet diese Unterredung sehr viel, gnädiges Fräulein."

„Was also haben Sie mir zu sagen?"

Hobrecht ließ sich in gemessenem Abstand von ihr auf der Bank nieder. „Ich habe zunächst Ihre Verzeihung zu erbitten."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, Herr Hobrecht. Für meinen Leichtsinn, auf die Straße zu laufen und mich zu der unwürdigen Komödie herzugeben, bin ich mit Recht bestraft."

„Aber was werden Sie von mir gedacht haben? Was denken Sie noch jetzt? Sie denken gewiß, ich sei ein gewissenloser, leichtfertiger Mensch, der von einem Abenteuer zum anderen rennt. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das macht mich tief unglücklich. Den Gedanken kann ich nicht ertragen, daß Sie und auch Ihr Herr Vater —"

„Aber, mein Herr, wir denken durchaus nicht so. Mein Vater auch nicht."

„Nicht?"

„Wir haben die unglückliche Geschichte überhaupt schon halb vergessen und reden nicht mehr davon. Mein Vater ist ein alter Mann und weiß hinlänglich Bescheid,

wie es in der Welt zugeht. Darum, daß ein junger Herr einmal einem galanten Abenteuer nachgeht, darum erlaubt Vater sich noch kein Urteil über dessen Charakter. Sie dürfen völlig beruhigt sein. Wir haben uns eigentlich noch gar nicht die Mühe gegeben, darüber nachzudenken, wie Ihr wahrer Charakter beschaffen ist."

Werner Hobrecht biß sich auf die Lippen. Die Kühle, die ihn aus den Worten des Mädchens anwehte, fiel wie Reif auf seine Gefühle. Hanna sah in ihrem leichten weißen Kleide, das die Gestalt anmutig umfloß, sehr reizvoll aus. Er hätte gern einen freundlichen Blick aus diesen dunklen Augen mitgenommen.

„Ich muß mich damit bescheiden, mein gnädiges Fräulein. Vielleicht ist es mir noch vergönnt, Ihnen zu beweisen, daß ich Charakter und Grundsätze besitze. Dafür, daß Sie mich anzuhören die Güte hatten, nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank."

Sie nickte gemessen mit dem dunklen Lockenkopf. Dann stand sie auf. „Unsere Unterredung ist nun wohl zu Ende?"

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein."

„Hör mal, Hanna, das ist in der Tat stark. Kennt der Mensch denn gar keine Sitten? Er hätte doch alle Ursache, sich zu verkriechen und sich zu freuen, wenn er uns nicht begegnet! Dagegen reist er uns nach und kompromittiert dich aufs neue."

„Es ist ja nun aus, Papa. Ich habe ihm ja nur eine kurze Unterredung gewährt, um die er mich bat. Man hört doch jeden Verbrecher an, wenn er noch etwas sagen will."

„Nun gut. Aber warum läuft er hier noch weiter herum? Er könnte ja nun ruhig wieder nach Hause fahren."

„Das weiß ich nicht, Papa. Es steht ihm jedenfalls frei, die Luft hier zu atmen, solange es ihm paßt."

Es klopfte. Der Kellner brachte eine Karte. „Herr Werner Hobrecht möchte dem Herrn Rat Greve seine Aufwartung machen."

Vater und Tochter sahen sich an.

„Ich lasse bitten," knurrte der Alte.

Hanna entfernte sich. Hobrecht trat ein. Seine Haltung war nicht so sicher wie gewöhnlich, aber er hielt doch dem musternden Blick des alten Herrn stand.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Hobrecht? Nehmen Sie Platz."

„Sehr verehrter Herr Rat — vielleicht legen Sie mir dieses Eindringen bei Ihnen als Unverschämtheit aus —"

„Nach dem Vorgefallenen bin ich allerdings etwas erstaunt."

„Sie haben mich bisher in einem recht unvorteilhaften Lichte gesehen, Herr Rat."

„Wenn Sie sich einer solchen Beleuchtung aussetzen, Herr Hobrecht —"

„Es liegt mir fern, mich reinzuwaschen. Ich bitte Sie aber heute um eine Vergünstigung."

„Die wäre?"

„Geben Sie mir Gelegenheit, mir Ihr Wohlwollen und Ihre Achtung zu gewinnen."

„Was kann Ihnen daran liegen? Unsere Wege gehen ja doch auseinander."

„Ich bitte Sie aber doch inständig darum. Weisen Sie mich nicht ab. Machen Sie den Versuch."

Die männlich offene Art verfehlte nicht ihre Wirkung. Als der junge Mann nach wenigen Minuten schied, verließ er das Hotel mit dem Gefühl eines Wanderers, der endlich durch die Regenwolken wieder den blauen Himmel sieht.

Man sah seitdem die drei oft zusammen.

Man sah sie auch zu zweien, bald den Vater, bald die Tochter mit Werner Hobrecht, durch die anmutige Umgebung des Lahnstädtchens wandern.

Sie gehörten schließlich zu den letzten Sommerkurgästen und reisten erst heim, als es rauh und ungemütlich wurde. Auch auf der Heimreise waren sie zusammen.

Am fünfzehnten Oktober empfing Frau Rechtsanwalt Doktor Vahrenhorst eine Mitteilung, die sie mit Recht in die höchste Aufregung versetzte.

„Männe — sie haben sich!“ rief sie, während sie in ihres Mannes Studierzimmer trat.

„Du redest in Rätseln, liebe Elli. Wer hat sich?“

„Werner Hobrecht und Hanna Greve! Hier ist die Anzeige. Nein, das ist doch zu famos, Fritz!“

Er mußte sich erst besinnen. Die hannoverschen Bekanntschaften waren ihm etwas lose geworden im Gedächtnis. Zumal, da er in die Akten eines Riesenprozesses vertieft war.

„Fritz, das weißt du nicht mehr? Denk doch an das von mir eingefädelte Stelldichein! Aha, jetzt erinnert er sich endlich! Ach, Fritz, ich freue mich ganz riesig darüber! Hab' ich's damals nicht gleich gesagt, daß sie sich am Ende doch noch kriegen könnten? Nun ist alles gut geworden. Wenn Hanna mich zur Hochzeit einladet, dann fahren wir hin, Fritz — was? Es geht doch nicht gut anders, weil ich doch allein daran schuld bin, daß diese Verlobung zustande gekommen ist.“

„Elli — Elli!“ drohte er. „Du bist und bleibst die alte!“

Bagdad und die Bagdadbahn.

Von Ernst Waechter.

Mit 10 Bildern und einer Karte.

Die Türkei ist geschlagen aus dem Balkankriege hervorgegangen und kann künftig kaum noch als europäische Macht angesehen werden. Denn ihr europäischer Besitz beschränkt sich im wesentlichen auf Konstantinopel und sein Vorland, das ihr die Eifersucht der Großmächte gegeneinander überließ, und sie hat nicht einmal die kleine, in der Nähe des „Eisernen Tores“ gelegene Donauinsel Ada Kaleh*) behaupten können.

Noch nicht übersehbar ist der Schaden, den der blutige Krieg mit all seinen unliebsamen Begleiterscheinungen angerichtet hat — nicht allein in den unmittelbar davon betroffenen Ländern, sondern auch im übrigen Europa, in dessen Wirtschaftsleben der Balkankrieg mit rauher Faust rücksichtslos eingegriffen und dem es schwere Wunden geschlagen. Ebensowenig läßt es sich schon jetzt mit Sicherheit sagen, wie sich die politische und namentlich die wirtschaftliche Lage der fast nur noch auf Kleinasien beschränkten Türkei gestalten wird, ob sie ein lebensfähiges Staatsgebilde bleiben und ob sie imstande sein wird, den bedeutenden finanziellen Verbindlichkeiten, die sie von früher her gegen das Ausland hat, nachzukommen.

---

*) Siehe den Aufsatz „Ein vergessenes Eiland“ im 4. Bande des Jahrgangs 1912.

Besonders stark interessiert an der Neugestaltung der Dinge in dem arg zusammengeschmolzenen Osmanenreich ist Deutschland, für das ja gerade der türkische Orient noch eines der wenigen Gebiete außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle ist, die ihm nach der wirtschaftlichen Verteilung der Erde als Betätigungsfeld für seine Unternehmungslust und Unternehmungskraft geblieben sind.

Unter den aktuellen Fragen steht obenan für Deutschland das Schicksal der Bagdadbahn, jenes Unternehmens, das uns den wirtschaftlichen und politischen Vorrang vom Marmarameer bis zum Persischen Golf sichern sollte. Wenigstens war das das Ziel, das man sich einst mit der Inangriffnahme des großzügig gedachten Werkes gesteckt. Freilich haben sich seit der Zeit, da zwischen der Deutschen Bank und der Regierung des damaligen Sultans Abdul Hamid der erste vorläufige Vertrag über die als Bagdadbahn bezeichnete Fortsetzung der ebenfalls mit deutschem Kapital gebauten und in deutscher Verwaltung befindlichen sogenannten Anatolischen Bahn über deren Endpunkt Konia hinaus bis nach Basra geschlossen wurde — das war im Jahre 1899 — die Verhältnisse mehrfach zu unseren Ungunsten verschoben. So hat es England durchzusetzen verstanden, daß Deutschland wohl oder übel sich damit einverstanden erklären muß, daß das Endstück der künftigen Bagdadbahn von Basra bis Koweit (Kuweit) England überlassen wird. Dadurch hat sich der britische Vetter die unbestrittene Vorherrschaft über den Persischen Meerbusen gesichert.

Trotzdem ist das Bagdadbahnunternehmen immer noch von so einschneidender Bedeutung für unsere Stellung in der Türkei und damit für unser eigenes Wirtschaftsleben, daß Deutschland alles aufbieten muß,

Skizze der Bagdadbahn.

die schleunige Vollendung des Bahnbaues, was unter normalen Verhältnissen in etwa drei Jahren der Fall sein würde, sicherzustellen.

Daß während des Balkankrieges der Bahnbau so gut wie gar keine Fortschritte gemacht hat, ist leicht erklärlich. Die zunehmende Unsicherheit im Baugebiet, die die deutschen Ingenieure zwang, ihre gefährlichen Vorpostenstellungen, wenn man so sagen darf, weit draußen im Norden der Syrischen Wüste, im kurdisch-arabischen Grenzgebiete, zurückzuziehen, wo die nur auf militärischer Überlegenheit beruhende türkische Herrschaft im Verlaufe des Krieges immer weniger bemerkbar wurde, so daß die angeborenen Raub- und Unabhängigkeitsgelüste der dortigen Bevölkerung sich in bedenklicher Weise geltend machen konnten, sowie die infolge der häufigen Truppenrekrutierungen immer schwieriger werdende Beschaffung eingeborener Arbeiter, dann die ungeklärten politischen Verhältnisse — alles das hat seine unheilvollen Wirkungen ausgeübt.

Über den derzeitigen Stand des Bagdadbahnunternehmens kurz folgendes. Die Entfernung längs der nunmehr endgültig festgelegten Bahntrace von Konstantinopel-Haidar Pascha über Konia, Adana, Moselmije, Mosul bis Bagdad beträgt rund 2500 Kilometer und wird bei eingleisiger und normalspuriger Anlage, wie sie für die Bahn in Betracht kommt, in 56 Stunden zurückgelegt werden. Der Bahnbau wird bruchstückweise ausgeführt, die jeweilig fertiggestellte Strecke vorläufig als eine Art Lokalbahn in Betrieb genommen. In Aleppo, dem wirtschaftlichen Zentrum von ganz Nordsyrien und Ausgangspunkt des Karawanenverkehrs nach Mesopotamien, stößt eine Zweiglinie der Bagdadbahn auf den nördlichen Endpunkt der in französischen Händen befindlichen syrischen Bahnen.

Die größten technischen Schwierigkeiten bietet dem Bahnbau die Überwindung der alpenhohen Tauruskette, die das kleinasiatische Hochplateau von der reich-

gesegneten, überaus fruchtbaren kilikischen Ebene scheiden, und des Alma Dagh, des alten Amanusgebirges, das sich als nördliche Fortsetzung des Libanon und des Nosairiergebirges zwischen das Küstenland am Golf

Deutsche Arbeiter beim Bau einer Station der Bagdadbahn im Gebiet östlich des Amanusgebirges.

von Iskenderun oder Alexandretta und das steppen- und wüstenhafte Tafelland des nördlichen Syrien sowie des Euphratgebietes als böses Verkehrshindernis einschiebt. Im Taurus und im Amanus ist der Bahnbau noch wenig über das Anfangsstadium hinaus. Die Überwindung des letztgenannten Gebirges zwischen

Osmanije und Radjou wird mindestens noch zweieinhalb Jahre in Anspruch nehmen — wenn alles gut geht. Hier ist nur ein großer Tunnel zu erstellen, der 5000 Meter lange Giaur Dagh, aber dieser Tunnelbau ist ungeheuer schwierig und gefährlich wegen gewaltiger Verwerfungen, die das Gebirge durchsetzen. Der etwa 40 Kilometer lange Übergang über den Taurus zwischen Ulukischlar, dem jetzigen Endpunkt der Bahn von Konia her, und Dorak auf der kilikischen Seite des Taurus, erfordert eine sehr beschwerliche Streckenlegung und die Anlage zahlreicher kurzer Tunnel und anderweitiger Kunstbauten, die auch nicht vor Ablauf zweier Jahre betriebsfertig sein werden.

Zwischen Dorak und Osmanije besteht bereits ein geregelter Bahnverkehr, desgleichen auf den beiden Anschlußstrecken nach den Hafenplätzen Mersina und Alexandretta, erstere von Adana, letztere von Osmanije abzweigend. Der Ausbau des Hafens von Alexandretta liegt ebenfalls in deutschen Händen; dieser hat alle Aussicht, ein Handelshafen ersten Ranges zu werden, nämlich der Umschlageplatz für Aleppo und, wenn auch in beschränkterem Maße, auch für Bagdad.

Schwierigkeiten anderer, aber kaum geringerer Art als im Taurus und Amanus bietet der Bahnbau in dem Gebiet östlich vom Euphrat, im nördlichen Mesopotamien. Von geordneten Zuständen, selbst mit türkischem Maßstabe gemessen, kann man hier mit dem besten Willen nicht sprechen: das Räuberunwesen steht in schönster Blüte, das Land ist nichts als Steppe und Wüste, da der weitaus größte Teil des Jahres jeglichen Niederschlags ermangelt und Bewässerungsanlagen nicht vorhanden sind. In Schläuchen aus Tierfellen muß auf den Rücken von Kamelen für die bei dem Bahnbau Beschäftigten Wasser oft aus weiter Ferne herbeigeführt werden.

Den Tigris wird von Westen her die Bahn bei Mosul erreichen, das, in seiner Handelsbedeutung nur noch ein Schatten früherer Größe und von einer auf etwa 60,000 Köpfe geschätzten, sehr gemischten Bevölkerung — Kurden, Türken, Armeniern, Chaldäern, Arabern und Syriern — bewohnt, bei dem gänzlichen Mangel an hervorragenden Gebäuden, mit seinen finsteren, ungepflasterten Gassen, seinen halbzerfallenen Mauern, überhaupt mit den aller Orten und

Die Anschlußstrecke Alexandretta—Osmanije. (Im Hintergrund das Amanusgebirge.)

Enden hervortretenden Zeichen des Verfalles einen nichts weniger als imponierenden, eher einen traurig stimmenden Eindruck hervorruft. Zudem ist die Gegend, wenn man von den prächtigen Dattelpalmen, die man hier zum ersten Male wieder nach Durchquerung der nordmesopotamischen Steppe zu Gesicht bekommt, absieht, sehr eintönig und zugleich äußerst unsicher.

Diese Unsicherheit und Eintönigkeit herrscht auf der ganzen weiteren Bahnstrecke, die dem rechten Tigrisufer folgt, bis fast vor die Mauern von Bagdad. Denn früher ein dichtbesiedeltes Kulturgebiet, ist das Land zu beiden Seiten des in gewundenem Laufe rasch dahineilenden Stromes zwischen Mosul und Bagdad unter der jahrhundertelangen Türkenherrschaft völlig verwahrlost, ein großes Ruinen- und Trümmerfeld, wie es kaum ein zweites auf Erden gibt, die Zufluchtstätte zucht- und gesetzlosen Raubgesindels. Da soll nun und wird auch in absehbarer Zeit die Bagdadbahn, deren Ausführung der Firma Holzmann u. Co. in Frankfurt a. M. übertragen ist, als Kulturbringer Wandel schaffen und dem verödeten Land neues Leben einhauchen.

Allzu rasch freilich wird das lockende Ziel nicht erreicht werden, wurde doch erst vor kaum Jahresfrist in Bagdad der erste Spatenstich für die lange mesopotamische Strecke der Bahn getan. Von Westen her aber, wo noch an der Errichtung der großen Eisenbahnbrücke über den Euphrat gearbeitet wird, ist der Bahnbau, wie im Amanus und Taurus, infolge der ungünstigen Zeitläufte ins Stocken geraten, und es ist noch nicht abzusehen, von welchem Einflusse die neue Lage der Dinge in der Türkei auf den Fortgang des Baues sein wird.

Den größten Vorteil von diesem großartigen deut-

Blick auf Neubagdad.

From „Harper's Magazine“. Copyright by Harper & Brothers.

schen Unternehmen wird türkischerseits unstreitig die Stadt haben, nach der bezeichnenderweise die ganze Bahn benannt wurde, die heute nichts weniger als prächtige, wenn auch noch immer recht lebhafte und

in ihrer Bevölkerungszahl wieder gestiegene Hauptstadt des gleichnamigen Wilajets und des ganzen Euphrat-Tigris-Landes, Bagdad.

Der Glanz, der die einstige Metropole des Kalifenreiches umgab, ist schon längst entschwunden. Der Märchenzauber, der jahrhundertelang die Stadt Harun al Raschids umwob, ist dahin. Von den 100,000 Moscheen, Kapellen und Bethäusern, den zahlreichen weltberühmten Koranschulen, den 80,000 Basaren, 60,000 Bädern, 12,000 Karawanseraien, die sie zur Zeit ihres höchsten Glanzes im 10. und 11. Jahrhundert gehabt haben soll, ist wenig mehr vorhanden, und statt der 2 Millionen Bewohner zählt sie heute deren nur noch ebensoviele Hunderttausende. Aber trotz der furchtbaren Schicksalsschläge, denen Bagdad im Laufe seiner Geschichte ausgesetzt gewesen, der wiederholten Zerstörung durch die Mongolen, vor allem durch Timur im Jahre 1401, der Pestepidemien, Überschwemmungen und Hungersnöte, und trotz der Lotterwirtschaft der Türken, die seit 1698 im ungestörten Besitz der Stadt und des ganzen Landes sind, hat Bagdad seine Lebenskraft bewahrt, die ihm immer wieder aufgeholfen hat dank seiner ungemein günstigen Lage an der Stelle, wo der Tigris sich dem Euphrat bis auf wenige Kilometer nähert, wo wichtige Handelsstraßen vom iranischen Hochland herab auf das Zwillingsstrompaar stoßen, wo künstliche Bewässerung vor uralten Zeiten mitten im Wüsten- und Steppenland einen Fruchtboden von höchster Ertragfähigkeit und Ergiebigkeit geschaffen und jahrtausendelang erhalten hat. Bis türkischer Schlendrian die Kanäle, die „Wasserbäche Babylons“, langsam versiegen und die vor Überschwemmungen schützenden Dämme verfallen ließ und die Wüste wieder von dem alten Kulturboden Besitz ergriff.

From „Harper's Magazine". Copyright by Harper & Brothers.

Der Tigris bei Bagdad. (Im Hintergrund die Schiffbrücke, im Vordergrund zwei Kuffeh.)

In unseren Tagen erleben wir nun das erhebende Schauspiel, daß durch abendländische Energie und Intelligenz dieser ganze alte Kulturboden aufs neue in fruchtbares Ackerland verwandelt werden soll. Nach dem

genialen Plane des englischen Ingenieurs Willcocks, der das alte babylonische Bewässerungswerk, vervollkommnet mit den Mitteln der neuzeitlichen Technik wiedererstehen lassen will, werden mit der Zeit 4400 Quadratkilometer erstklassiges Fruchtland geschaffen werden.

From „Harper's Magazine". Copyright by Harper & Brothers.

Aufblasen der Kellekschläuche.

Bagdad breitet sich zu beiden Seiten des Stromes aus, ohne jedoch den von der alten, jetzt größtenteils verschwundenen oder in Trümmern liegenden 14 Kilometer langen Umfassungsmauer umschlossenen Raum nur annähernd zu füllen. Auf dem östlichen Ufer liegt Neubagdad, der Hauptsitz des Handels und Verkehrs, wo sich außer den großen, reichen Basaren die meisten öffentlichen Gebäude befinden, der Konak des Wali,

From „Harper's Magazine". Copyright by Harper & Brothers.

Kelleks auf dem Tigris zwischen Diarbekr und Mosul.

das Regierungsgebäude, die fremden Konsulate, die zahlreichen Bäder, die Mehrzahl der Moscheen, deren Minarette mit den allenthalben über die flachen Dächer der Häuser emporragenden Dattelpalmen an Schlank-

heit wetteifern, die schönen Zollgebäude usw., auf der Westseite des Tigris dagegen ist das viel kleinere und unbedeutendere Altbagdad mit der halbzerfallenen Zitadelle in Halbkreisform längs des Flusses hingelagert, nur $^{1}/_{2}$ Kilometer breit, von einem 5 Kilometer langen, üppigen Dattel- und Orangenwalde umgeben, aus dessen tiefem Grün zahlreiche weiße Landhäuser hervorlugen, und gegen die Wüste hin von einer Mauer abgeschlossen — zur Abwehr gegen räuberische Überfälle.

Eine 200 Meter lange, nicht geradlinig, sondern mit mancherlei Knickungen verlaufende Schiffbrücke von wechselnder Breite verbindet die beiden Stadtteile. Auf ihr drängt sich die Menge, einen ungemein farbenreichen Anblick gewährend, Männer in weißen und gelben Gewändern, Frauen in grünen, roten oder blauen Izzas, Araber, Kurden, Osmanli, Juden, Armenier, Nestorianer, Syrer, Perser, Hindu und andere mehr, dazwischen Karawanen von Kamelen, Eseln und Mauleseln.

Reges Leben herrscht auch auf dem Strome selbst. Europäische Fahrzeuge, flachgehende kleine Flußdampfer, die zwischen dem 800 Kilometer entfernten Basra und Bagdad verkehren und künftig auch bis Mosul gehen sollen, sind freilich selten, da die Schiffahrt auf dem Tigris, die übrigens seit 1911 englisches Monopol ist, noch ganz in den Kinderschuhen steckt. Sie hat nämlich mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der noch jeder Regulierung entbehrende Strom unterhalb Bagdad von einer Menge von Untiefen durchsetzt ist, auch häufig im weichen, nachgiebigen Deltaboden sein Bett verlegt, oberhalb der Stadt aber sich als ein wilder, ungebärdiger Gesell zeigt, dessen Wasser rauschend dahineilen — daher der Name Tigris, abgeleitet vom altpersischen „Tigra", das heißt Pfeil.

Dem Fremden fallen in Bagdad um so mehr die charakteristischen Bagdader Rundboote auf, Kuffeh, das heißt Körbe, genannt. Eine treffende Bezeichnung,

From „Harper's Magazine". Copyright by Harper & Brothers
Shamu von Bagdad.

denn die aus Palmblättern geflochtenen, mit Asphalt gedichteten Fahrzeuge haben wirklich das Aussehen von runden Körben. Von je zwei Männern in drehende Bewegung versetzt, bewegen sie sich langsam vorwärts,

haben aber den Vorteil, daß sie nur selten umschlagen und, obwohl oft so schwer mit Früchten, besonders Melonen und Wassermelonen, beladen, daß ihr Rand kaum über den Wasserspiegel hervorragt, niemals Wasser schöpfen. Schon zur Zeit der alten Assyrer wurden diese Kuffeh, die heute hauptsächlich den Kleinverkehr zwischen Bagdad und den umliegenden Dörfern vermitteln, als Fahrzeuge verwandt, nur wurden sie damals, wie Herodot berichtet, mit zusammengenähten Fellen überzogen.

Andere einheimische Fahrzeuge sind die Belem, große, aus Palmenholz gezimmerte und außen mit einer dicken Lage von Asphalt bestrichene Segelboote, die hauptsächlich dem Transport von Getreide dienen und stromabwärts bis nach Basra verkehren. Sie ankern fast alle unterhalb der Bagdader Schiffbrücke, während oberhalb dieser eine dritte eigentümliche Art von Fahrzeugen anlegt, die Kelleks. Es sind das eigentlich nichts anderes als Holzflöße, denen zum Zwecke größerer Tragfähigkeit und Beweglichkeit eine je nach der Größe der zu tragenden Last bald größere, bald kleinere Anzahl von luftgefüllten Lederschläuchen beigegeben ist. Sie stammen alle vom oberen Tigris bis hinauf nach der Kurdenstadt Diarbekr, wo kein Mangel an Holz ist wie südlich von Mosul.

Wenn die kurdischen Schiffer — um solche handelt es sich zumeist — eine Ladung flußabwärts zu transportieren haben, so erbauen sie einen Kellek und verfahren dabei nach dem Berichte des bekannten französischen Forschungsreisenden Dieulafoy auf folgende Weise. Zunächst blasen sie die zu einzelnen Schläuchen luftdicht zusammengenähten Ziegen- oder Hammelfelle auf, befestigen sie dann in konzentrischen Reihen aneinander und bedecken sie mit einer Lage von Brettern oder

Bauholz, auf die sie wieder eine dichte Schicht Heidekraut legen, um die darüber aufgestapelte Ware vor Nässe zu schützen. Bei der Treibfahrt bedienen sie sich langer Stangen, um den Kellek zu steuern. Mitunter platzen wohl einige Schläuche, die dann während der

From „Harper's Magazine". Copyright by Harper & Brothers.

Shamu trinkt aus dem Wasserschöpfer Tigriswasser.

Reise durch neue ersetzt werden müssen, aber gewöhnlich geht die Fahrt ohne größeren Unfall vonstatten. An ihrem Bestimmungsorte angelangt, verkaufen die Schiffer Holz und Heidekraut mit großem Vorteil, lassen die Luft aus den Schläuchen, laden diese auf Esel und kehren auf dem Landwege nach Hause zurück, um sofort eine neue Talfahrt anzutreten. Wenn Personen befördert werden sollen, für die auf dem Kellek eine

Hütte oder ein Zelt aufgeschlagen wird, so werden dazu bis zu achtzig Luftschläuche benötigt.

Das Herz Bagdads, der Brennpunkt seines Handels und Wandels sind die von Dawud Pascha erbauten, etwa 1200 Läden und Verkaufsstände enthaltenden Basare, die zwar nicht so prächtige Erzeugnisse orientalischer Kunst und Gewerbetätigkeit aufweisen wie die von Kairo, Tunis, Damaskus oder Konstantinopel, die aber doch mit allen Gattungen orientalischer und auch europäischer, namentlich englischer und russischer Waren reich gefüllt sind. Da gibt es Teppiche aus Smyrna, Seidenstoffe aus Damaskus, Baumwollstoffe aller Art, darunter namentlich weiße, mit gelber Seide gestickte Musseline, die zum Beziehen von Möbeln verwendet werden, bunte Pantoffeln, gelbe und rote Lederwaren, mit Goldblättchen belegte Mäntel für die Männer, sogenannte Abbas, Izzas für die Frauen, Pferdegeschirre, die mit Leder- oder Tuchstückchen mosaikartig verziert sind, russische Kurzwaren, englische Kattunstoffe und viele andere Dinge, die aufzuzählen unmöglich ist.

Nirgends kann man besser Bagdader Volksstudien machen, nirgends herrscht eine größere Buntheit und Vielgestaltigkeit des Volkstreibens als in den Basaren, die übrigens sämtlich überdacht sind — sehr zweckmäßig bei der sengenden Sonnenglut — und durch die hindurch die breiteren, selbst mit Wagen zu passierenden Straßen führen. Nicht selten erblickt man da Männer, die in ihrem Äußeren eine eigenartige Mischung von Orient und Abendland zur Schau tragen, indem sie zu ihren Schalwars, ihren orientalischen Pluderhosen, und ihrem Turban ganz ungeniert eine ganz moderne englische Weste und ebensolches Jackett, dazu steifen Leinenkragen und Schlips tragen. Es sind das meist Leute, die bei

From „Harper's Magazine". Copyright by Harper & Brothers.

Grabmal und Moschee des Scheichs Omar.

Europäern in Dienst stehen oder standen, wie der allen neueren Besuchern Bagdads wohlbekannte vortreffliche Shamu, die „Perle aller Bagdader Diener“.

Trotz der europäischen Tünche sind diese Leute aber

unverfälschte Orientalen in ihren Anschauungen, ihrem Fühlen; namentlich geht ihnen der Sinn für vernünftige Hygiene vollständig ab. So auch dem wackeren Shamu, der entgegen allen guten Lehren, allen Aufklärungsversuchen seiner europäischen Freunde das Wasser des Tigris unfiltriert, unabgekocht, direkt aus dem Strome geschöpft, trinkt, dieses Wasser, das so oft verseucht ist, besonders zur Zeit, wenn die nach Kerbela und Mesched Ali ziehenden schiitischen Totenkarawanen den Stromlauf kreuzen. Wenn Allah nicht will, daß er die Pest oder die Cholera oder den Typhus bekommt, so ist es ja ganz gleich, ob er das Wasser trinkt oder nicht, ebenso wenn Allah ihn mit anderen Seuchen heimsuchen will. Das ist Shamus Meinung, und danach handelt er.

Unter der Bevölkerung fallen die vielen Juden auf, deren es 40,000 in Bagdad gibt. Sie sondern sich gern ab von den Andersgläubigen und Andersrassigen, wie sie sich denn auch vollständig rasserein erhalten haben. Trotzdem sie viel in der Welt herumkommen — beständig gehen junge Leute von ihnen nach Indien, Singapore, Rangoon, Hongkong, Schanghai und an andere Handelsplätze Ostasiens, und Bagdader Juden trifft man auch häufig in europäischen Handelsstädten, wie in Manchester und Marseille, wo sie sogar Handelskammern gegründet haben —, verhalten sie sich äußeren Einflüssen gegenüber schroff ablehnend. Sie führen daheim ein zurückgezogenes und bescheidenes Leben, vor allem die jüdischen Frauen, die sich bei feierlichen Gelegenheiten mit vielen edlen Steinen und Perlen zu schmücken pflegen, auf der Straße aber stets in den Izaro gehüllt gehen, das Gesicht durch einen langen Schleier verbergen und keine Besuche empfangen. Die Männer tragen, dadurch von der übrigen Bevölkerung

leicht zu unterscheiden, lange Kleider und einen besonderen Turban mit farbigen Mustern. Die Bagdader

From „Harper's Magazine". Copyright by Harper & Brothers.

Das Grabmal der Zobeïde bei Bagdad.

Juden sind zum Teil sehr reich und beherrschen den Handel vollständig.

Der bauliche Zustand Bagdads läßt viel zu wünschen übrig. Große Flächen liegen wüst, angefüllt mit Trümmerhügeln und Sumpflachen, die von der letzten

Überschwemmung des Tigris herrühren. Die aus Backsteinen oder luftgetrockneten Lehmziegeln erbauten, nur aus einem Stockwerke bestehenden Wohnhäuser mit flachen Dächern und tiefen Kellern sind oft arg verwahrlost und baufällig, die der Wohlhabenderen allerdings mitunter recht behaglich, geräumig und geschmackvoll ausgestattet. Ein wichtiger Bestandteil des Bagdader Hauses ist der Serdab, der 3 bis 4 Meter tiefe gewölbte Keller. Hierhin nämlich verlegen mit Beginn der sommerlichen Jahreszeit die Bagdader ihren ständigen Aufenthalt, um der fürchterlichen Sonnenglut zu entfliehen. Sie nehmen dazu sämtliche Möbel mit in den Serdab, da diese im Erdgeschoß von Milben zerfressen werden würden. Gegen Sonnenuntergang verläßt man die Kellerwohnungen, um auf den Dachterrassen die allerdings nicht beträchtlich abgekühlte Abendluft zu genießen, zu rauchen, Scherbet zu trinken, wohl auch die Abendmahlzeit einzunehmen. Zum Schlaf verschwindet dann alles wieder in den schwülen, dumpfigen Serdabs. Im Winter aber friert man trotz des lodernden Kaminfeuers oft ganz erbärmlich, denn das winterliche Klima Bagdads ist naß und mitunter recht empfindlich kalt. Die einzige angenehme Jahreszeit ist der Herbst, warm, trocken und frei von Stürmen.

Von den Flachdächern der Häuser hat man einen sehr schönen Blick auf die vielen Kuppeln und Minarette, die in großer Anzahl hoch über das allgemeine Häuserniveau emporragen, die Stellen bezeichnend, wo Moscheen, Grabmäler, Wallfahrtsstätten aller Art liegen, an denen in Bagdad kein Mangel ist. „Es wäre ebenso unmöglich,“ sagt Dieulafoy, „alle hiesigen dem Kultus geweihten Gebäude aufzuzählen wie die Kirchen und Kapellen Roms; nur das Hervorragendste hat man zu besuchen Zeit und Lust.“

Unter den Bagdader Heiligtümern gibt es solche von hohem künstlerischen Werte, so die Moschee Achmed Chiaja auf dem Meidan, dem schönsten Platz Bagdads. Groß vor allem ist in Bagdad und seiner nächsten Umgebung die Zahl der Grabstätten berühmter Personen, die ebensoviele starkbesuchte Wallfahrtsorte sind und jederzeit Scharen von Pilgern nach Bagdad locken, sowohl Sunniten wie Schiiten, die übrigens gerade hier wie Hund und Katze sich vertragen und nur durch strengste behördliche Aufsicht von blutigen Ausschreitungen zurückgehalten werden können. Am meisten besucht ist das Grab des bei allen Mohammedanern hochverehrten Scheichs Abd el Kader Ghilain. Interessant ist besonders auch das Grabmal des Scheichs Omar, das sich mit der zugehörigen kleinen Moschee inmitten eines weiten Begräbnisplatzes nahe der Stadtmauer erhebt.

Aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammt das an den von Bagdad nach Hilleh und Kerbela führenden Karawanenstraßen gelegene Grabmal der Zobeïde, der Lieblingsgemahlin des Kalifen Harun al Raschid, des Zeitgenossen Karls des Großen. Es ist eine der wenigen noch erhaltenen Bagdader Bauten aus der glanzvollen Kalifenzeit. Das Innere dieses vielbesuchten Bauwerkes ist kahl und ärmlich, ein achteckiger Saal, dessen Mauern ohne jede Verkleidung einfach mit Kalk geweißt sind, überwölbt von einer hohen, pyramidenförmigen Kuppel mit zellenförmigen Vertiefungen wie beim Grabmal des Scheichs Omar. Das Äußere dagegen macht mit seinen Spitzbogen, seinen feingearbeiteten Terrakotten und den schönen einfarbigen Mosaiken der Giebelfelder einen zierlichen und anmutigen Eindruck.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein abhandengekommenes Vermögen. — Vor einigen Jahren starb in England ein unverheirateter Gelehrter, der seine zwei vertrautesten Freunde zu Testamentsvollstreckern ernannt hatte.

Bei Durchforschung seiner Hinterlassenschaft fiel ihnen auf, daß er beträchtlich weniger Bargeld besaß, als sie erwartet hatten und als zur Auszahlung der ausgesetzten Legate erforderlich war.

Da entdeckten sie eine Notiz in seinen Papieren: „700 pounds in Till.“ Mit till bezeichnet man im Englischen eine Schublade. Sie ließen demnach in seinem gesamten Mobiliar keine einzige Schublade ununtersucht, denn hätten sie diese 700 Pfund (= 14,000 Mark) in Händen gehabt, so wären alle Legate gedeckt gewesen. Alle ihre Mühe aber war vergebens, denn keines von allen vorhandenen Schubfächern bewahrte den Schatz.

Die beiden Herren verkauften nunmehr die Möbel des Verstorbenen und seine sehr reichhaltige Bibliothek. Der Erlös aber reichte immer noch nicht aus, um den Ausfall jener 700 Pfund zu ersetzen.

In ihrer Verlegenheit kamen die Testamentsvollstrecker immer wieder zusammen und verhandelten über die unvollständige Erbschaft, und immer wieder zerbrachen sie sich den Kopf über den Sinn jener Notiz.

„Ich begreife nicht,“ sagte einmal einer der beiden, „warum James das Wort Till groß geschrieben hat. Sollte es am Ende gar ein Eigennamen sein und mit Schublade nichts zu schaffen haben?“

Lebhaft interessiert betrachtete der andere die handschrift-

liche Notiz des verstorbenen Freundes. „Ich wüßte in seiner ganzen Bekanntschaft keinen einzigen Träger des Namens Till,“ wendete er ein.

„Könnte es nicht vielleicht eine Abkürzung sein?“ mutmaßte der erste.

Nach längerem Grübeln hatte der zweite einen rettenden Einfall. „Ich erinnere mich,“ sagte er, „daß sich unter den verkauften Büchern eine Predigtsammlung von dem berühmten Theologen Tillotson befand. Sollte die gar gemeint sein, und sollte der gute James eine Summe von 700 Pfund in einem Buche versteckt haben?“

„Die Idee wäre immerhin einem nur in seinen Büchern lebenden Gelehrten zuzutrauen,“ meinte der Freund. „Wir wollen also wenigstens versuchen, ob das Werk noch zurückzukaufen ist.“

Der Antiquar, dem sie die Bibliothek verkauft hatten, griff bei ihrer Nachfrage nur in den nächsten Bücherhaufen und holte das verlangte Werk heraus. Sie kauften es und trugen es gespannt nach ihrer Wohnung, um es Blatt für Blatt zu untersuchen.

Und richtig — an verschiedenen Stellen fanden sich, je zwischen zwei Blätter leicht eingeklebt, die vermißten sieben Hundertpfundnoten vollzählig vor!

Was der Besitzer mit dieser merkwürdigen Art der Unterbringung beabsichtigt haben mochte, ließ sich nicht mehr ergründen. Notiert hatte er es jedenfalls nur, um seinem eigenen unzuverlässigen Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, mußte es aber dann doch vergessen haben, sonst hätte er's im Interesse seiner Erben sowohl wie seiner Testamentsvollstrecker besser verständlich gemacht.

Das Merkwürdigste an der Geschichte war, daß nicht nur durch sieben lange Wochen der schlechtgewählte Schatzbehälter jedem erreichbar auf dem Ladentisch gelegen hatte, sondern daß auch ein Professor in Cambridge, nachdem er diese Ausgabe Tillotsonscher Predigten in des Buchhändlers Katalog angezeigt gesehen, sich das Buch hatte zur Ansicht schicken lassen und es nach einiger Zeit als „nicht seinem Wunsch entsprechend“ zurückgeschickt hatte! C. D.

Unglückstage. — Wenn sich an einem Tage die Verdrießlichkeiten häufen, dann hat wohl schon so mancher Leser geseufzt: „Das ist doch heute ein richtiger Unglückstag!" Nun, es war in früheren Zeiten in der Tat ein weit verbreiteter Aberglaube, daß es wirklich besondere Unglückstage gäbe, an denen der vorsichtige Mensch jede einigermaßen wichtige Hantierung ruhen lassen müsse, um das Schicksal nicht herauszufordern.

In einem alten Kalender aus dem Jahre 1481 sind als Unglückstage folgende festgesetzt: Der 5. und 27. Februar, der 1. und 29. März, der 10. und 19. April, der 3. und 25. Mai, der 15. Juni, der 10., 14. und 22. Juli, der 1. und 31. August, der 2. und 21. September, der 4. Oktober, der 5. November, sowie der 4. und 19. Dezember. Es wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß man an diesen Tagen weder „keuffen, noch verkeuffen, noch auch kein weip werben und auch sonsten keinerley sach treiben soll". K. K.

Die Empfehlungsbriefe. — Als sich die Vermögensverhältnisse Anton Rubinsteins, der sich später als Pianist und Komponist einen weltberühmten Namen machte, durch den Tod seines Vaters im Jahre 1846 sehr verschlechterten, entschloß er sich, nach Wien zu gehen, wo er an Liszt, den er in Paris flüchtig kennen gelernt hatte, einen Rückhalt zu finden hoffte. Rubinstein brachte aus Paris von dem dortigen Minister G. eine große Anzahl von Empfehlungsschreiben für die führenden Persönlichkeiten der österreichischen Hauptstadt mit, darunter auch eines an Liszt.

Als er diesen dann als ersten aufsuchte und ihm den Empfehlungsbrief überreicht hatte, war er bitter enttäuscht über die kurze Art, wie Liszt ihn abfertigte.

„Junger Mann," sagte dieser, „wer Talent hat, muß auf seine eigene Kraft zählen und darf sich nicht auf die Hilfe anderer stützen wollen."

Damit war Rubinstein entlassen. Liszt hatte ihn nicht einmal zum Platznehmen aufgefordert.

Ähnlich erging es ihm dann auch bei einigen anderen Leuten, an die er Empfehlungsschreiben besaß. Überall fand er die gleich kühle, ablehnende Aufnahme. Hierdurch stutzig gemacht, öffnete er einen der Empfehlungsbriefe, der an die Gräfin

v. P., eine sehr kunstsinnige und wohltätige Dame, gerichtet war, und las folgendes: „Liebe Gräfin! Meine Stellung legt mir leider die unangenehme Pflicht auf, eine Menge von sogenannten jungen Künstlern zu protegieren und zu empfehlen, die mich fortwährend mit zudringlichen Bitten belästigen. Ein gewisser Rubinstein, der Ihnen dieses Schreiben überreichen wird, ist meines Erachtens ein Durchschnittsmusiker, der seine bisherigen kleinen Erfolge nur seiner Unverfrorenheit verdankt."

Rubinstein öffnete nun auch die übrigen „Empfehlungsbriefe", von denen er noch ein Dutzend besaß. Sie glichen dem an die Gräfin v. P. gerichteten vollkommen und wanderten nun natürlich sämtlich ins Feuer.

Aber auch so gelang es Rubinstein, sich schließlich durchzusetzen. Liszt, der den jungen Künstler bald darauf in einem Konzert hörte und von dessen Spiel geradezu begeistert war, verwendete sich warm für ihn, und bald konnte Rubinstein die Dachkammer, in der er bis jetzt gehaust hatte, gegen eine bessere Wohnung vertauschen. Zehn Jahre später war er kaiserlich russischer Hofkapellmeister.

Bei einem großen Wohltätigkeitsfest in Petersburg führte ihn das Schicksal dann auch mit dem früheren französischen Minister S. zusammen, der damals Gesandter am russischen Hofe war. Rubinstein wußte es so einzurichten, daß er seinem „Gönner" vorgestellt wurde. Dabei entwickelte sich folgende Unterhaltung zwischen den beiden.

„Besinnen sich Exzellenz vielleicht noch auf mich?" fragte Rubinstein. „Exzellenz waren seinerzeit so gütig, mir für Wien eine Anzahl von Empfehlungsschreiben mitzugeben."

„Aber, mein Lieber, erwähnen Sie diese Kleinigkeit doch nicht —" wehrte der Gesandte etwas verlegen ab.

„Kleinigkeit, Exzellenz?! — Für mich waren die Briefe von größtem Nutzen. Habe ich doch daraus für alle Zeiten die Lehre gezogen, daß man sich nie auf fremde Menschen verlassen soll, mögen sie es scheinbar noch so gut mit einem meinen." W. K.

Kinderreichtum. — Wie die Chronik berichtet, erschien einmal vor Kaiser Heinrich der Graf Babo v. Abensberg mit 32 Söhnen und 8 Töchtern. Dieser ungewöhnliche Kinderreichtum soll den Kaiser zu der Bemerkung veranlaßt haben, daß sein edler

Gast wohl nicht um den Bestand seines Hauses besorgt zu sein brauche. Wenige Jahrhunderte später aber ist das erlauchte Haus der Grafen v. Abensberg und Rohr dennoch im Mannesstamm erloschen. Unser nach einem alten Stich aus dem

Die 32 Söhne des Babo v. Abensberg.

Jahre 1530 reproduziertes Bild zeigt im Vordergrund die 32 jungen Grafen, nach ihrem Alter aufgestellt. Im Hintergrund reitet der Graf mit seinen Söhnen in die Stadt ein, um den Kaiser zu begrüßen.

Diese historisch festgestellte Tatsache dürfte wohl zu der

hübschen dänischen Sage die Veranlassung gegeben haben, wonach ein alter dänischer Edelmann seine 297 Söhne versammelte und an der Spitze dieses einzigartigen Bataillons seinem bedrängten Könige zu Hilfe eilte. Wahrscheinlicher jedenfalls ist die Osiandersche Erzählung von dem Kinderreichtum der drei Töchter einer ihm bekannten Bäurin, von denen die eine 36, die zweite 31 und die dritte 27 Kinder hatte. Debay verbürgt, daß ein Moskauer Künstler von zwei Frauen 97 Kinder hatte, und daß eine russische Bäurin, die stets mit Vierlingen niederkam, mit 33 Jahren schon 57 Kinder hatte.

Ein anderer Forscher erzählt folgenden Fall: Eine Frau war Mutter von 16 Kindern. Als sie mit 93 Jahren starb, hinterließ sie 114 Enkel, 228 Urenkel und 900 Ururenkel, im ganzen 1242 Nachkommen. Man wird zugeben, daß die Erde bald zu klein wäre, wenn es viele solcher Ahnfrauen geben würde. W. F.

Gezähmte Hornissen. — Nach den Beobachtungen, die der Pfarrer Müller zu Odenbach schon vor längerer Zeit an der großen Hornisse gemacht hat, ist dieses als besonders gefährlich gefürchtete Insekt verhältnismäßig leicht zu zähmen. Es genügte, das Tierchen an die Gegenwart des Beobachters allmählich zu gewöhnen, um es nach und nach dahin zu bringen, auf einen Lockruf desselben herbeizukommen und ihm aus den Händen die Nahrung zu nehmen. Durch das öftere Besichtigen, Herabnehmen und Umwenden des Korbes, in dem sich die Hornissenkolonie befand, wurden auch die nach und nach ausschlüpfenden Jungen an diese Behandlung gewöhnt. Auch sie ließen sich ungestraft von den Zellen, in denen sie beschäftigt waren, wegnehmen. Ja, Müller konnte das mit dreißig bis vierzig Hornissen besetzte Nest in den Garten tragen, um es seinen Freunden dort zu zeigen. Die Tierchen arbeiteten dabei ruhig fort, ohne sich im mindesten stören zu lassen; ein Teil baute an den Zellen, ein anderer an der äußeren Umhüllung, andere fütterten oder liefen umher. Im Beisein der Zuschauer ließen sie sich Futter reichen, das sie sogleich an die Brut austeilten. Einzelne Hornissen flogen aus dem Korbe heraus, zwischen den Umstehenden hindurch aufs Feld, um neue Vorräte einzusammeln. Die aus dem Felde zurückgekehrten Hor-

nissen hatten sich inzwischen an der leeren Stelle, wo ihre Wohnung sonst stand, versammelt und schwärmten ängstlich umher. Müller brauchte ihnen nur den Korb einige Augenblicke hinzuhalten, und sogleich flogen die Tierchen hinein, mit denen er dann wieder zu den neugierigen Zuschauern zurückkehrte, um ihnen zu zeigen, wie die frisch eingetragenen Vorräte jetzt verbaut und verfüttert wurden. C. T.

Vor und nach der Première. — In französischen Zeitungen wurden Bruchstücke aus den Lebenserinnerungen des Komponisten Massenet veröffentlicht, darunter auch folgendes amüsante Erlebnis des verstorbenen Meisters.

Massenet weilte in Mailand in seinem Hotel, eine Stunde später sollte im Theater die erste Aufführung seiner „Herodias" stattfinden. Plötzlich tritt ein fremder Herr in das Zimmer des Meisters. Der Besucher gebärdet sich außerordentlich selbstbewußt, wendet sich an Massenet und sagt mit trockener Selbstverständlichkeit in einem schrecklichen amerikanischen Französisch: „Ich wollen sehen ein Autor vor der Première."

Massenet lächelt und fragt: „Interessieren Sie sich für Musik?"

„Nein," versetzte der seltsame Gast.

„Also für die Kunst im allgemeinen?"

„Nein."

„Also für die Künstler persönlich?"

„Nein," erklärte der Fremde. „Ich wollen sehen ein Autor vor der Première."

Massenet, der schon durch die Aufregung der bevorstehenden ersten Aufführung etwas nervös ist, verliert die Geduld, wenn auch nicht die Fassung; er fordert den Herrn höflich auf, sich nun zurückzuziehen.

Der Besucher geht auch anscheinend vollkommen zufrieden und wiederholt dabei: „Nun ich habe gesehen ein Autor vor der Première."

Am Abend gab es im Theater stürmische Auftritte, denn die Oper wurde stark bekämpft. Massenet ist kaum in sein Hotel zurückgekehrt, als der Amerikaner plötzlich wieder vor ihm steht und ihm mit freundlichem Lächeln die Hand entgegenstreckt und sagt: „Ich wollen sehen ein Autor nach der Première."

Massenet nahm an, daß der wunderliche Herr wohl auch im Parkett in der Schar jener gesessen habe, denen die Oper gefiel, und ihn interessierte als Komponisten der Eindruck, den sein Werk auf einen Laien gemacht hatte. Er erkundigte sich also: „Welche Eindrücke haben denn Sie von der Oper empfangen? Glauben Sie noch an einen Erfolg?“

„Ich habe nicht erhalten Eindruck.“

„Sie waren wohl gar nicht im Theater?“

„Nein. Ich nicht lieben die Musik. Ich wollen jetzt nur sehen ein Autor nach der Première.“ C. T.

Das griechische Königshaus und das deutsche Heer. — König Konstantin XII., der durch den verwerflichen Anschlag auf seinen Vater, den König Georg I., unerwartet schnell auf den griechischen Thron gelangt ist, steht à la suite des preußischen 2. Garderegiments zu Fuß, in dem er seine Leutnantsjahre verbracht hat. Wie seine militärische, ist auch seine allgemeinwissenschaftliche Ausbildung deutsch, da er die Universitäten Leipzig und Berlin besucht hat. Er hat lange gegen feindliche Strömungen im griechischen Offizierkorps zu kämpfen gehabt. So schob man die Schuld an den Niederlagen im griechisch-türkischen Krieg vom Jahre 1897, wo er Oberbefehlshaber der griechischen Armee war, ihm zu. In Wirklichkeit beruhten sie auf der ungenügenden Vorbereitung des griechischen Heeres und fernerhin gerade darauf, daß man die Reorganisationspläne, die der damalige Kronprinz vorgeschlagen hatte, nicht ausführte. Durch die Militärrevolte im Jahre 1909 wurde Kronprinz Konstantin sogar gezwungen, mit seinem Bruder Nikolaus aus der griechischen Armee auszuscheiden.

Der Balkankrieg hat bewiesen, daß man ihm schweres Unrecht zugefügt hat. Im Juni 1911 wurde dem jetzigen König der Hellenen das Amt eines Generalinspekteurs übertragen, und er hat die Zeit bis zum Ausbruch des Krieges aufs beste ausgenützt, um die eingerissenen Schäden zu beseitigen und die Schlagfertigkeit des Heeres zu steigern. Im Balkankrieg besiegte er die türkische Westarmee und krönte seine Operationen durch die Einnahme von Janina.

König Konstantin XII. ist seit dem 27. Oktober 1889 mit

der Prinzessin Sophie von Preußen, einer Schwester des deutschen Kaisers, vermählt. Die neue Königin, die am 14. Juni

Königin Sophie von Griechenland als Chef des Königin-Elisabeth-Gardegrenadierregiments Nr. 3.

1870 geboren wurde, ist Chef des preußischen Königin-Elisabeth-Gardegrenadierregiments Nr. 3. Sie hat sich im Balkankrieg

auf dem Gebiet der Krankenpflege in hervorragender Weise betätigt. Unter ihrer Leitung stand bis zum Dezember 1912

Kronprinz Georg von Griechenland als Leutnant des 3. Gardeulanenregiments.

ein Kriegshospital in Saloniki, das später nach Leukas verlegt wurde. Unter ihr wirkten zwei Berliner Ärzte und sechs Berliner Krankenschwestern, denen es gelang, das verfallene

Krankenhaus von Leukas in ein wohleingerichtetes Kriegslazarett umzugestalten, und die Hunderten von Soldaten Linderung und Hilfe brachten.

Das neue Königspaar besitzt sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn, der Kronprinz Georg, wurde am 19. Juli 1890 auf Schloß Tatoï geboren. Er ist wie sein Vater im preußischen Heer militärisch ausgebildet worden. Zuletzt tat er beim 3. Gardeulanenregiment in Potsdam Dienst. Beim Ausbruch des Krieges weilte er bei seinem Regiment, begab sich aber sofort nach Athen und nahm an mehreren Gefechten teil. Er steht à la suite des preußischen 1. Garderegiments zu Fuß. Th. S.

Wohlgelungene Rache. — Der Zug nach Paris sollte eben in Rouen abfahren, als Dr. L., der Redakteur des „Figaro", eilig in ein Abteil erster Klasse stieg, die brennende Havanna im Munde. Er wollte es sich gerade in seiner Ecke bequem machen, als er sah, daß eine ältere Dame ihm gegenübersaß. Er erkannte sofort seine Pflicht, als höflicher Mann das Rauchen einzustellen, und war schon im Begriff, die Zigarre aus dem Fenster zu werfen, als ihn sein Gegenüber barsch anfuhr, ob er nicht wisse, daß er sich in einem Nichtraucherabteil befinde.

„Nun, haben Sie denn nicht gesehen, daß ich schon auf dem Wege war, Ihren Wünschen zuvorzukommen?" meinte Dr. L. „Doch ich werde Sie nicht länger belästigen."

Er suchte sich einen Platz in der dritten Klasse, um ungestört seine Zigarre rauchen zu können.

In seinem Abteil fand er einen Hausierer, der gerade damit beschäftigt war, sein Frühstück zu verzehren. Ein durchdringender Geruch verbreitete sich in seinem Umkreise, denn der Gute würzte sein Mahl mit Zwiebel und Knoblauch.

Da fragte der Doktor den Hausierer: „Sagen Sie, sind Sie schon einmal erster Klasse gefahren?"

„Noch nie."

„So, dann nehmen Sie doch diese Fahrkarte und geben Sie mir die Ihrige."

Er führte ihn dann in das eben verlassene Abteil und wies ihm den Platz gegenüber der Dame an.

Der Zug hielt erst nach zwei Stunden in Paris, so daß

die unfreundliche Dame Gelegenheit genug hatte, den Tausch zu verwünschen. A. Sch.

Ein Frosch, der seine Jungen ausspeit. — Der Biologe, der die Wunder des Lebens erforscht, gerät immer aufs neue in Erstaunen über die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit, mit der die Natur das Leben hervorruft und erhält, und jeder Tag fügt den schon bekannten neue überraschende Entdeckungen hinzu.

Eine der neuesten und merkwürdigsten ist jedenfalls ein chilenischer Frosch, der seine Jungen ausspeit, und zwar ist es nicht das Weibchen, sondern das Männchen, dem die Entwicklung und Pflege der Brut obliegt. Dieser eigentümliche Frosch, von den Wissenschaftlern Rhinoderma Darwini genannt, ist ein außerordentlich kleiner und zierlicher Lurch von kaum 3 Zentimeter Länge. Wegen des spitzen Fortsatzes seiner Schnauze hat man ihm den deutschen Namen Nasen- oder Schnabelfrosch gegeben. In der Färbung sehr wechselnd — es sind alle Abwandlungen von Braun bis Grün vertreten — lebt er in den Bächen Chiles ganz in der Weise unseres Wasserfrosches von allerlei Insekten, die er im Sprunge erhascht. Das Weibchen legt Eier, die alsbald vom Männchen verschlungen werden und die er dann in einem sich zu diesem Zwecke allmählich bildenden Sacke ausbrütet. Die ganze Unterseite des Tieres erscheint zu dieser Zeit höchst unförmlich, wie aufgeblasen, so daß es fast breiter als lang ist.

In diesem Kehl- oder Bauchsacke entwickeln sich aus den Eiern die jungen Kaulquappen, die der liebende Vater, sobald sie lebensfähig sind, einfach ausspeit. Ihre Länge beträgt ungefähr 8 Millimeter, und in der Gestalt gleichen sie schon ganz dem fertigen Frosche. Eine längere Zeit speit der Vater Frosch täglich eine Anzahl Junge aus und wird in gleichem Maße immer schlanker, bis nach einiger Zeit mit der Ausstoßung von Häuten und Entleerungen der Nachkommenschaft die Geburtstätigkeit schließt.

Inzwischen hat sich auch die Bruttasche fast völlig zurückgebildet und ist zu einem kleinen dünnhäutigen Kehlsack geworden, dem man seine eigentliche Bestimmung durchaus nicht ansieht.

Dieser seine Jungen ausspeiende Frosch steht durch die Art seiner Brutpflege unter den Wirbeltieren einzig da. F. Z.

Die Einnahmen der früheren deutschen Kaiser. — Als im Jahre 1806 Franz II. die deutsche Kaiserkrone niederlegte, womit das „Heilige Römische Reich deutscher Nation" endigte, hatte er als deutscher Kaiser ein Einkommen von rund 19,000 Gulden, so daß viele höhere Beamte ein größeres Gehalt als der Kaiser hatten. Diese kleine Summe wurde noch dazu auf geradezu unwürdige Weise zusammengebracht, nämlich durch die Einnahmen aus folgenden „Titeln": 1. Die Geldstrafen, auf die die Reichsgerichte erkannten. 2. Der Opferpfennig der Juden in Frankfurt und Worms. 3. Einige kleine reichsstädtische Abgaben. 4. Die Lehnsgelder. 5. Die Krönungsgeschenke. So kamen denn mit Mühe und Not die 19,000 Gulden zusammen. Da aber allein die Krönungskosten das Zehnfache davon verschlangen, konnte sich natürlich nur ein sehr vermögender Mann die Ehre, deutscher Kaiser zu sein, leisten. —zen.

Faulende Trauben — köstlicher Wein. — Bis zum Jahre 1822 wurde überall da, wo man Weintrauben erntete und zu köstlichem Trank verarbeitete, die Lese, das Einsammeln der Trauben, vorgenommen, sobald diese reif waren. Der Sommer 1822 war nun dem Weinstocke in der Rheingegend außerordentlich günstig, und bereits Ende September zeigten sich die Trauben sehr zur Überraschung der Weinbauern, die erst wie gewöhnlich mit dem Oktober als Lesemonat rechneten, vollkommen erntefähig. Da man für die Lese noch keinerlei Vorkehrungen getroffen hatte, mußten die Trauben noch fast vierzehn Tage hängen bleiben. Sie waren inzwischen recht unansehnlich geworden und hatten eine bräunliche Färbung angenommen. Doch jede Befürchtung der Winzer war unbegründet, wie sich später herausstellte, denn der Wein, den man aus den halbfaulen Trauben erzielt hatte, erwies sich als ausgezeichnet. Dadurch aufmerksam gemacht, ließen die Weinbauern die verfärbten Trauben chemisch untersuchen, und so ward das Geheimnis der „Edelfäule" entdeckt.

Diese wird durch einen besonderen Pilz verursacht (Botrytis cinerea), der in den Beeren recht günstige Umsetzungen und Veränderungen hervorruft. Die Beeren werden äußerlich allerdings sehr unschön, erst gelb, später braun; dafür verzehrt aber auch der Pilz in den Beeren die Säure und vermindert

gleichzeitig den Wassergehalt, so daß das Verhältnis von Zucker zu Säure ein für die Weinbereitung günstigeres wird.

Nicht alle Weine werden jedoch durch die Edelfäule verbessert. Den sogenannten „weichen“ Sorten gereicht sie zum Nachteil, da sie das Bukett, den bestimmten, jeder Weinsorte eigentümlichen Geschmack, bei ihnen verändert. W. K.

Die Abnützung der Goldmünzen im Verkehr. — Während die Goldmünze von Hand zu Hand geht, nützt sie sich ab, denn kleine Teilchen werden hier und dort abgerieben. An und für sich sind sie unermeßlich klein, aber sie summieren sich, je länger die Münze im Umlauf bleibt, so daß schließlich ihr Gewicht und ihr Goldwert merklich kleiner werden.

In der Gesetzgebung hat man dies berücksichtigt und für die abgenützten Münzen das sogenannte Passiergewicht festgesetzt. Solange dieses nicht unterschritten ist, wird die Münze von den Staatskassen noch zu ihrem Nennwerte angenommen. In Deutschland wiegt eine neugeprägte Krone, also ein Zehnmarkstück, 3,9825 Gramm; ihr Passiergewicht ist auf 3,9625 Gramm festgesetzt, das heißt sie darf durch Abnützung 0,02 Gramm an Gewicht einbüßen. Das beträgt etwa 0,5 Prozent ihres ursprünglichen Gewichtes.

Nach Untersuchungen von Professor Soetbeer würden deutsche Kronen 25 Jahre und deutsche Doppelkronen 50 Jahre im Umlauf verbleiben können, bevor infolge der Abnützung ihre Einziehung sich notwendig erweisen würde.

In den Vereinigten Staaten von Amerika sind die Verluste berechnet worden, die sich beim Einziehen und Umprägen der abgenützten Münzen ergeben haben. Die Berechnungen erstrecken sich auf die Jahre von 1890 bis 1910. In diesem Zeitraum wurden abgenützte Goldmünzen im Nennwert von 37 Millionen Dollar eingezogen, und der Verlust an Gold belief sich auf 375,000 Dollar. Der tatsächliche Schaden durch Abnützung betrug hier also rund 1 Prozent des Nennwertes.

In früheren Zeiten war die Abnützung noch größer, weil das Gold mehr im Verkehr war, während gegenwärtig durch den großen Scheckverkehr ein Teil der geprägten Münzen in den Banken liegen bleibt. v. Z.

Merkwürdiges Urteil. — Die englische Regierung in Indien hatte einst drei Verbrechern, die wegen Mordes zum Galgen verurteilt waren, die Wahl gelassen, gehangen zu werden oder am Leben zu bleiben unter folgenden Bedingungen: der eine sollte nichts anderes als Tee, der andere nichts als Kaffee und der dritte nichts anderes als Schokolade trinken, aber gar nichts dabei essen dürfen.

Die armen Teufel nahmen diese Bedingungen natürlich an. Der, welcher nur von Schokolade leben durfte, starb nach acht Monaten; der zweite, der nur von Kaffee gelebt, hielt sich zwei Jahre; der dritte, der Teetrinker, unterlag erst im dritten Jahre. Der Schokolademann starb in einem Zustande schrecklicher Fäulnis, so daß ihm noch bei Lebzeiten ein Glied nach dem anderen abgefallen war. Der Kaffeemann sah so verbrannt aus, als ob das Feuer in seinen Eingeweiden gewütet hätte. Der Teemensch war so mager, daß sein Körper nur noch aus Haut und Knochen bestand. C. T.

Der Held. — Im österreichisch-italienischen Kriege mußte sich eine von einem Leutnant geführte italienische Feldwache vor dem andrängenden Feinde ins Lager zurückziehen. Dort angelangt, zeigte der junge Offizier eine leichte Wunde über der Hand vor und rief ängstlich nach dem Arzt. In diesem Augenblick kam der Oberstabsarzt S. vorbei, betrachtete die Wunde und schüttelte den Kopf.

„Ist's sehr gefährlich?" rief der Leutnant, ein etwas ängstlicher junger Herr.

„Wir wollen es nicht hoffen," antwortete der Arzt, „ich will aber sofort mein Verbandzeug holen."

„Um Gottes willen, wenn ich mich nun unterdessen verblute?"

„Wir wollen auch das nicht hoffen, eher befürchte ich —"

„Was befürchten Sie?" fiel ihm der Leutnant ins Wort. „Wohl gar den Brand?"

„Nein, Herr Leutnant, sondern höchstens, daß die Wunde zuheilt, bevor ich wiederkomme!" E. A.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

DATE DUE
